

THS

1034

Ad
Bibliothecam
Capituli ruralis
Stiefenhofen.

J. J. Grestl.

F.

196.

Ein
D e u t s c h e s
National-Koncilium

das
höchste Bedürfnis für die deutsche
katholische Kirche und Staaten,
und
der allgemeine Wunsch des katholischen Klerus
in Deutschland

allen
katholischen deutschen Landesfürsten
zur Beherzigung vorgelegt
von
einem freymüthigen Laien
der aber Freund der Wahrheit und Religion ist.



Man kann nicht läugnen, daß die Seltenheit der Concilien zum Mangel der Sitten, und Schwächung der Kirchenzucht vieles beygetragen habe.

*Abt Ducreux IX. Band der christlichen
Jahrhunderte. S. 15.*

Ein
Deutsches
National-Koncilium

das
in der Bedingung ist die deutsche
katholische Kirche und Staaten,
und
der allgemeine Wille der katholischen Kirche
in Deutschland
katholischen deutschen Landesfürsten
zur Beauftragung vorgelegt

von
einem freymüthigen Laien
der den Zweck der Wahrheit und Gerechtigkeit



1964.2691

Es kann nicht leugnen, dass die Schenkung der Corp.
einen zum Mindesten der Gerechtigkeit und Schenkung der
Kirchen viele Nutzen bringen habe.
Der Kaiser, K. und der Papst
Gottfried, 1. 12.

Vorerinnerung.

Allgemein und laut find die Klagen über den erbärmlichen Zustand des öffentlichen Kultus in der katholischen Kirche, der von unwissenden Frömmlichen bis in die Grundlinien entfällt, und zum bloßen Mechanismus ist herabgewürdigt worden. Eben so allgemein und laut ist der Wunsch von Laien sowohl, als von dem edlern und einsichtvollern Theil des katholischen Säkular-Klerus, nach einer bessern und zweckmäßigeren Einrichtung der öffentlichen Gottesverehrung. Und doch thut die Kirche keinen Schritt, jenen Klagen abzuhelpen, und diesen Wunsch zu erfüllen. Unter den Protestanten hatten in unsern

Ze-



Zeiten edle , mit dem ächten Geiste des Evangeliums, und mit dem reinsten Religionseifer ausgerüstete Prediger die vorzüglichsten und rührendsten Einrichtungen bey ihrer öffentlichen Gottesverehrung gemacht, und in ihren Bethhäusern eine der Fassungskraft des Volkes angemessene Erbauung eingeführet, welche unsere Bewunderung und Nachahmung verdiente. Warum thut man aber von Seite der katholischen Kirche gar nichts, um die öffentlichen Religionsanstalten ihrer ersten Einfalt und Reinheit wieder näher zu bringen, und dieselben für das Volk sowohl, als für aufgeklärte Leute erbaulicher zu machen? fragte ich mehrere würdige und einsichtvolle Geistliche. „Nur ein deutsches National-Koncilium kann hier Rath schaffen, und das Uebel vom Grunde heben“: war jedesmal die Antwort, die ich von ihnen erhielt.

Diese



Diese Antwort fand meinen Beyfall, und da über diesen Gegenstand noch keine Schrift vorhanden ist, so bewog mich dieß, über denselben diesen kleinen Aufsatz zu versuchen. Durch denselben erhält aber das Publikum nur Winke über das große und wichtige Bedürfnis, dem Verfall der christlichen Religion in katholischen deutschen Staaten, der, wenn alles im alten Zustande gelassen wird, unvermeidlich erfolgen muß, vorzubeugen, und über die Mittel, wie dieß am besten geschehen, und dem katholischen Religionsystem wieder Ansehen und Achtung, und den katholischen Staaten eine zweckmäßige Religions- und Kirchenverfassung verschafft werden könne. Weiter konnte und wollte ich in meiner Lage nicht gehen, da mir zur gründlichen Ausführung meiner Gedanken keine Bibliothek zum Gebrauche of-



fen stand, und ich nur meinen kleinen Büchervorrath benutzen konnte.

Bey jenen, die überall philosophische Principien angebracht wissen wollen, wird meine Schrift wahrscheinlich keinen Beyfall finden. Wer wird aber auch alle Vierteljahre ein neues, philosophisches System studiren, da in unsern Zeiten diese Systeme so schnell, wie unsere Moden, sich ändern? Ich bin kein Feind von der Philosophie und von philosophischen Systemen: nur dünkt mich, dafs man das christliche Religionsystem nicht nach künstlichen philosophischen Systemen modeln sollte: denn da diese sehr hinfällig sind, und deren eines dem andern in einem sehr kurzen Zeitraume Platz machen mufs, so mufs auch das christliche Religionsystem von ihnen diese Hinfälligkeit erben, und frühe oder spät den Weg aller Systeme gehen, und folglich



lich ewigen Abänderungen unterworfen seyn. Im apostolischen Zeitalter war die christliche Lehrart sehr einfach und ungekünstelt; sie war nicht allein von allen philosophischen Ausdrücken und Erklärungen, sondern auch selbst von jeder scientificischen Methode frey gewesen. „Est sermo meus & prædicatio mea, non in persuasibilibus humanæ sapientiæ verbis, sed in ostensione spiritus & virtutis,“ schrieb Paulus an die Korinthier epist. I. c. 2. v. 4. Sobald man aber in den nachfolgenden Zeiten, wo sich die Zahl der Philosophen vermehrt hatte, an dem christlichen Lehrbegriffe zu künsteln, und denselben durch philosophische Grundsätze zu erklären anfieng, so entstanden schon Verwirrungen der Begriffe, welche Streitigkeiten erregten, und eine Menge anderer Uebel nach sich zogen. „Ueberhaupt, sagt Herr Royko mit Recht, so



lange man bey der Einfalt der Lehre und bey dem einfachen ungekünstelten Lehrvortrage blieb, wurden alle Religionsstreitigkeiten vermieden: denn je einfacher eine Religion ist, um so liebenswürdiger muß sie auch seyn, und je weniger man an den Lehrbegriffen künstelt, um so mehr dringen sie in die Herzen der Menschen. Zwo Wahrheiten, die wir im apostolischen Zeitalter bestätigt finden. Wie gut würde es für die christliche Religion und Kirche gewesen seyn, wenn diese allezeit ohne philosophische Künsteley, und ohne theologische Schminke geblieben wäre.“ (*)

Von dem Obscuranten-Klubb in Augsburg, Dillingen und andern Orten, läßt sich

(*) Royko christliche Religions- und Kirchengeschichte, III. B. §. 57. 60. 61. u. s. w.



sich nichts anders erwarten, als daß er über diese Schrift das Anathema sprechen, und über den Verfasser derselben die Ketzerbrater-Fackel schwingen werde. Zum Glücke kann aber der Verfasser über die unchristliche Verfolgungssucht, und über die fanatische Raserey dieser Fünfterlinge ganz unbesorgt seyn, da er in einem katholischen Staate lebt, in dem nun Aufklärung keine Schande und kein Verbrechen mehr ist. Rom mag meiner Schrift, weil sie seinem hierarchischen Despotism entgegen arbeitet, die Ehre erweisen, sie durch einen Auto da Fe-Büttel öffentlich verbrennen zu lassen, und von Jesus-Brüdern und Bettelmönchen gegängelte Fürsten mögen sie durch ihre Censur-Räthe dem Katalog der verbotenen Bücher einverleiben lassen: eine Ehre, die ich ihr um so mehr gönne, da ich versichert seyn kann, daß sie dann



nur desto begieriger aufgesucht und gelesen wird. Aufgeklärte, Religion und Wahrheit liebende Männer werden ihr aber den Beyfall nicht versagen, und meine reine, ächt christliche Absicht, die ich bey Verfassung derselben hatte, nicht verkennen, und diese Schrift nur nach jener beurtheilen.

Was einige auffallende Grundsätze belangt, die hin und wieder in derselben vorkommen, so bin ich ja nicht der erste, der z. B. den Landesfürsten in kirchlichen Dingen so viele Rechte eingeräumt, und dem hierarchischen Systeme der römischen Usurpateurs gefährliche Stöße beygebracht hat: da schon längstens sowohl deutsche als französische Theologen und Kanonisten ganz andere Grundsätze, als die sind, welche man am päpstlichen Hofe gerne hört, im Gange gebracht haben,



haben, und dieß unbeschadet ihres Gewissens, ihrer Orthodoxie, und der ächten Grundsätze der katholischen Kirche thun konnten. Ich ehre das Oberhaupt der Kirche, und erkenne seinen Primat, wie es jedem vernünftigen Katholiken zu- steht; aber ich kann ein für allemal von dem Grundsatz nicht abgehen, daß es, so lange die katholischen Fürsten im Ent- scheiden über Kirchendisziplin-Sachen (*) ausschliesslich den Päpsten allein freyen Wil-

(*) Die Glaubenssätze (Dogmata), die nicht minder einer Sichtung bedürfen, da viele derselben dem apostolischen Zeitalter unbekannt waren, und sich nur auf spätere Traditionen gründen, die man nicht für apostolische, oder göttliche und ächt christliche Erblehre erkennen kann, gehören eben auch nicht für den päpstlichen Richterstuhl allein, sondern für den der ganzen Kirche, welche ja der Papst nicht allein präsentirt. *A. d. V.*



Willen und unumschränkte Macht zuge-
stehen, und so lange unsere deutschen
Bischöfe die päpstlichen Reservationen
sklavisch respektiren, und sich durch päpst-
liche Bullen schrecken lassen, nicht mög-
lich sey, reine, unverfälschte und erbau-
liche Christus-Religion, wie sie die Men-
schen bedürfen, und das Staaten-Wohl
erheischt, herzustellen; da den Päpsten
von jeher mehr an ihren Präensionen, als
am Wohle der Religion und Kirche ge-
legen war, wie uns die Kirchengeschichte
mehr als eine unläugbare Thatfache da-
von aufweist. Eben jetzt, wo die welt-
lichen Besitzungen der deutschen Bischöfe
säcularisirt werden sollen, denkt Rom
schon wiederum an neue Konkordaten,
die es mit den deutschen Fürsten machen
will. Was braucht es aber Konkordaten?
Man setze einmal auf einem Koncilium die
Gränzen der weltlichen und kirchlichen
Macht



Macht unpartheyisch und unabänderlich
fest, so werden Konkordaten mit Päpsten
und Bischöfen, päpstliche Legaten und
Nuntien auf ewig unentbehrlich seyn.

Da nun in unsern Tagen der katholi-
sche Religionsdienst nebst seinen Gebräu-
chen und Zeremonien allenthalben von
aufgeklärten und einsichtvollen Männern
aus allen Ständen in Anspruch genommen,
keiner Achtung mehr gewürdiget, und
eben darum von unzähligen auch fast gänz-
lich vernachlässiget wird, so ist es hohe
Zeit, daß sich die über ihre Majestäts-
rechte belehrten katholischen Landesfür-
sten von Deutschland zum Besten ihrer
Staaten der Religion annehmen, sich der
Reform in kirchlichen Dingen unterzie-
hen, und, damit sie unbeschadet ihres
Gewissens und ihrer Orthodoxie zu Werke
gehen, ein Koncilium von frommen, wei-
sen



fen und einſichtvollen deutſchen Biſchö-
fen, Prieſtern und andern Gelehrten zu-
ſammenberufen, die ſie in ihren Unter-
nehmungen durch ihren guten und redli-
chen Rath unterſtützen, damit alles zur
größern Ehre Gottes, zum Vorthail der
deutſchen katholiſchen Kirche, zum Nut-
zen ihrer Staaten, und zum Beſten ihrer
Unterthanen angeordnet, und auf folche
Art dem drohenden Verfall des katholi-
ſchen Religionsſyſtemes geſteuert, und
durch die Herſtellung einer reinen, er-
baulichen Chriſtusreligion auch alle Em-
pörung und Anarchie verhindert, und das
Wohl der katholiſchen Staaten geſichert
werde.

Mit der Herrſchaft des jezigen Kur-
fürſten in Baiern begann auch in dieſem
Lande die Herrſchaft des Lichtes. Maxi-
milian Joſeph IV. weiſs wie Kaiſer Joſeph II.
feine



seine Majestätsrechte gegen die Eingriffe und Anfälle des römischen Hofes zu behaupten, und der Kirchenmacht ihre gehörigen Schranken anzuweisen. Ihm verdankt Baiern schon manche gute Reformation in Kirchenfachen, und es lassen sich noch mehrere erwarten: nur wünsche ich, daß sich sein Ministerium im Reformiren nicht zu sehr übereilen möchte; da es ja in der Natur der Sache liegt, daß wohlthätige Anstalten nur nach und nach sich organisiren und verbreiten, und ihre Wirkung am stärksten in den folgenden Generationen äußern können. Möchte diese kleine Schrift diesem unternehmenden Fürsten und seinem Ministerium zu Händen kommen! möchten Sie die Vorschläge derselben beherzigen, und sie auf diese oder auf eine andere Art mit Muth und Standhaftigkeit auszuführen trachten! Möchte die bayerische Nation mit ihrem Für-



Fürsten bald andern katholischen Staaten
das erste Beyspiel geben, wie man ver-
altete Vorurtheile und anmafsliche Prä-
tensionen besiegen müfse, und wie man
unbeschadet des päpstlichen Primates und
reiner Orthodoxie, mit Beyhülfe und Rath
deutscher Bischöfe und Priester, in dem
katholischen Kirchenwesen weise und
zweckmäfsige Reformen unternehmen,
und der katholischen Religion ihre ur-
sprüngliche Simplicität, Reinheit, Erbau-
lichkeit, Ansehen, Achtung und Glanz
wieder verschaffen könne!



Wer eine nähere Kenntniß von der Religion Jesu hat, wird bekennen müssen, daß sie die Einzige sey, welche die Menschen zu ihrer erhabenen Bestimmung führen und Staaten beglücken kann. Sie hat zuerst die Europäer gesitteter gemacht, und dieselben dadurch über die Bewohner anderer Welttheile empor gehoben. Jesus Lehre, wie sie uns das Evangelium vorträgt, enthält nicht allein ein vollständiges, sondern auch ein einfaches und leichtfaßliches Religionsystem. Alle Vorschriften seiner Lehre gründen sich selbst in der Natur der Menschen, und in der Menschen natürlichem Verhältniß gegen Gott und gegen die Gesellschaft, darinn sie ihre Wohlfahrt suchen müssen. Er hat nur die Natur - oder Vernunftlehre zur Grundfeste seiner Lehre gemacht; sie widerspricht daher der gesunden Vernunftlehre nicht. Er konnte und wollte sie nicht ändern: denn er kam nicht, die natürlichen Kenntnisse und die Gesetze der Natur aufzuheben, sondern selbe zu ihrer Vollkommenheit zu bringen. Diefs ist seine eigene Sprache bey Matthäus c. 5. v. 17. Er änderte daher den Plan Gottes in der Natur nicht ab, sondern setzte ihn nur in ein neues, helleres Licht, und brachte ihn uns näher vor



Augen. Er gründete seine ganze *Sittenlehre* auf das Grundgesetz der *Liebe*, und auf diese zugleich die *Besserung aller Menschen*. Bekannt mit der Schwachheit der Menschen forderte er von ihnen keine andern Pflichten, als jene, die sie zu erfüllen vermögend wären. Nach Gottes Plane sollte in der Welt Harmonie und Uebereinstimmung des Universums nach allen seinen Theilen, und Glückseligkeit der vernünftigen Geschöpfe bewirkt werden. Der Hang zu sinnlichen Vergnügungen und zur Bequemlichkeit; der Trieb, das Eigenthum zu vergrößern; die gefellige Neigung zu lieben und geliebt zu werden; die Begierde nach Ehre und Ruhm, und was sonst die natürlichen Wünsche der Menschheit seyn mögen, gehören alle in den Plan Gottes; sie sind die Triebfedern diesen Plan auszuführen, und Harmonie und Glückseligkeit durch die Schöpfung zu verbreiten. Nur hat man dafür zu sorgen, daß sie von ihrer ersten Bestimmung nicht ausarten, und dieses leistet das Christenthum, oder die Religion Jesu auf das vollkommenste. Jesus Lehre bringt sie in ihre schönste Ordnung; giebt ihnen ihre erste Richtung und heiligt sie. Die nächsten Mittel, gute Gefinnungen und Tugend hervorzubringen, liegen schon zum Theil in diesen Naturtrieben, und nur der Mißbrauch derselben ist die Ursache, daß sie diese Wirkung nicht allzeit hatten. Jesus benützt alle Beweggründe
zur

zur Tugend, die schon in der Natur des Menschen liegen, er veredelt, verstärkt, erweitert selbe noch, und so wirkt er moralische Besserung, Tugend und Glückseligkeit des Menschen nach den Bedürfnissen seiner Natur. Das christliche Religionsystem ist also nur das der natürlichen Religion, der gefunden Vernunft und seine moralischen Vorschriften sind selbst in der Natur des Menschen gegründet; sind Gesetze der Natur, die nicht nur den Christen, sondern schon den Menschen verbinden. Eben diese seine Uebereinstimmung mit der menschlichen Natur, und diese seine Simplicität beweisen aber auch, daß sie gemacht sey, die Religion des ganzen Menschengeschlechtes zu seyn, und es wäre der Menschheit jederzeit nützlich gewesen, wenn sie auch immer mit jener Simplicität und Reinheit wäre ausgebreitet worden, mit der sie Christus und seine Apostel gepredigt hatten.

Die Religion Jesu ist die festeste und dauerhafteste Stütze aller Staaten, sie mögen sich eine Regierungsform gegeben haben, welche sie wollen. Nur sie ist, wenn sie nach ihrem Sinne und Zwecke recht verstanden und ausgeübt wird, das wirksamste Mittel, das Menschengeschlecht zu beglücken, Thronen zu befestigen, Unterthanen in ihren Schranken zu halten, Zerrüttungen und Anarchie in Staaten



zu verhindern, den Verstand vor schädlichen Irrthümern zu bewahren, das Herz zu verädeln, das Leben zu verschönern, das Gewissen zu beruhigen, uns gegen die Leiden zu waffnen, im Elende zu trösten, und mit dem Tode vertraut zu machen. Wahrhaftig, wäre in irgend einer andern Lehre, oder in einer dem Glauben abgeneigten Philosophie mehr oder eben so viel Menschenheil; so hätte sie Jesus, dieser allgemeine Menschenlehrer, uns geprediget; so wäre er nicht als Blutzeuge von der Wahrheit und Nützlichkeit des Evangeliums, das wir haben, gekreuziget worden; so hätte er seine Apostel nicht an den Geist der Offenbarung gewiesen, sondern ihnen den Sokrates und Plato empfohlen! Diese Lehre Jesu gründet die Staaten auf unerschütterliche Fundamente; sie verschafft den Vorstehern der Staaten Sicherheit, und eine dauerhafte Ruhe dem Vaterlande; indem sie von den Bürgern Unterwürfigkeit, Gehorsam, und Ehrfurcht gegen ihre Gesetzgeber fordert. Sie sichert aber auch die Unterthanen gegen allen Despotism, weil sie thätige und allumfassende Menschen- und Bruderliebe zum ersten pragmatischen Grundgesetze macht, das alle (Regenten und Unterthanen) mit gleicher Stärke verbindet. Nach der Lehre Jesu sollen sich die Regenten den Grundsatz tief in's Herz eindrücken, und das Andenken an denselben alle Tage erneuern: nämlich, daß
das

das Volk nicht des Regenten wegen, sondern der Regent des Volkes wegen, und zu Beförderung des allgemeinen Wohles da sey. Die Regenten sollen sich als Diener und als Werkzeuge Gottes betrachten, durch welche Gott Millionen von Menschen beglücken will. Röm. c. 13. Und da ohne Gehorsam, ohne Subordination keine Ordnung, keine Uebereinstimmung, mithin auch keine Glückseligkeit in der bürgerlichen Gesellschaft möglich ist, so macht Christus den Unterthanen einen pünktlichen Gehorsam, und eine genaue Subordination zur strengsten Pflicht; sie sollen gehoramen, nicht aus Furcht der Strafe, die das Gesetz den Ungehorsamen androhet, sondern um des Gewissens willen, d.h. aus innerer Ueberzeugung und Rechtsschaffenheit. Röm. c. 13. Unterthanen! ihr habt eure Freyheit, Regenten! ihr habt eure Sicherheit also vornehmlich dem Christenthum zu danken! Nicht minder fasslich und für's allgemeine Wohl der Menschheit nützlich sind die Verhaltensregeln des Christenthums in Rücksicht auf den täglichen gesellschaftlichen Umgang. Sie machen den Menschen und Bürger in seinem Handel und Wandel aufrichtig und redlich; in seinen Geschäften thätig und arbeitssam; gegen seine Mitmenschen gemeinnützig; und gegen die Fehlenden überhaupt nachsichtig und tolerant. Hier nur einige wenige praktische Grundregeln dieser Art zum Beweise.

Brüder! enthaltet euch von allem, was auch nur den Schein des Bösen hat. I. Tefsal. 5. Keiner unterdrücke oder betrüge seinen Bruder (d. h. seinen Mitmenschen) im Handel; — habet acht, daß ihr ruhig bleibet; daß jeder sein Geschäft besorge, und der Handarbeit obliege; — daß ihr mit jenen, die keine Christen sind, ehrlich umgehet; — daß ihr nichts vom fremden Gute verlanget. I. Tefsal. 4. — Gebet einem jeden, was ihr ihm schuldig seyd: wem Steuer und Zoll gehört, dem bezahlt Steuer und Zoll; — bleibet keinem etwas schuldig, und liebet einander: denn wer seinen Nächsten liebt, hat das Gesetz erfüllet. Röm. 13. Dahin zielen auch die Gebothe der Liebe: du sollst Vater und Mutter ehren: du sollst nicht stehlen, nicht Ehebrechen, kein falsches Zeugniß geben u. d. gl. Glückliche also jener Staat, in dem Regent und Unterthanen treue Anhänger und gewissenhafte Befolger der Lehre Jesu sind, da wird Tugend und Glückseligkeit befördert werden, da wird weder Despotism, noch Revolution statt haben. Zum Ueberflusse will ich hier über den wohlthätigen Einfluß der christlichen Religion auf das Glück der Staaten noch das Geständniß zweyer Männer anführen, die man gewiß keiner Partheylichkeit wird beschuldigen können. „Wo die christliche Religion hinkömmt, sagt von Montesquieu, da bringt sie die goldenen Zeiten mit, und thut unend-



unendlich mehr als die Ehre in den Monarchien, und als die strengste bürgerliche Tugend in den Republiken: denn sie giebt der Vernunft die gesündesten Erkenntnißgründe, dem Herzen die edelsten Neigungen, und diesen die mächtigsten und sichersten Triebe. Sie läßt der sinnlichen Natur alle ihre Rechte; aber sie setzt den Begierden ihre sichern Gränzen, und mäßiget ihre Heftigkeit durch den Geschmack an edlern Gütern. Alle bürgerliche Gesetze bieten nur die Hände; sie (die christliche Religion) reiniget zugleich das Herz, und wirket in demselben Triebe zum Guten, die alle menschlichen Gesetze umsonst befehlen; und ihre sanften Beweggründe sind unendlich mächtiger und sicherer, als alle Strenge der Gesetze werden kann.“ Das zweyte Geständniß liefert uns Portalis in seiner merkwürdigen Rede, die er im gesetzgebenden Korps bey der Vorlegung des mit dem Papst Pius VII. geschlossenen Konkordats gehalten hatte, und von der hier nur etwas wenig im Auszuge folgt: „Der Grad der Vollkommenheit, die wir besitzen, mag nun seyn, welcher er will, sprach Portalis, so hat doch auf den großen Haufen das mehr Eindruck, was man ihm befiehlt, als was man ihm rath. Die Idee eines allgemeinen Gesetzgebers ist der intelligenten Welt so nothwendig, als der physischen, und man muß ein Volk ja nicht von dem abbringen, was Menschen leitet. Oh-



ne Moral kann das Gesetz nicht bestehen; das Gesetz bezieht sich nur auf Handlungen, die Religion umfasset das ganze Menschenleben. Die Religion bedarf der Ceremonien und Gebräuche, die zu den Augen reden. Die wahre Philosophie achtet diese Formen: denn sie machen die Religion verständlich und anschaulich. Die Religion bedarf aber auch eines Lehrbegriffes: denn ohne ihn würde die Anhänger derselben nichts abhalten, sich zu entzweyen, und so mehrere religiöse Systeme zu bilden. — Die positiven Religionen waren es insbesondere, die die Menschen aus Wäldern zur gesellschaftlichen Vereinigung herausführten, die sie civilisirten, und den Staaten Bestand gaben. — Um Rom ewig zu gründen, machte sie Numa zur heiligen Stadt. — Die Religion tröstet über Ungleichheit des Standes und Vermögens, über Kummer und Noth; sie vereinigt die über weite Gefilde zerstreuten Landesbewohner und verschafft ihnen Erholung; sie erzeugt keinen Aberglauben, sondern steckt ihm sein Ziel. Der Mensch muß glaubig seyn, um nicht aberglaubisch zu werden. — Der aufgeklärte Mann bedarf der Religion sowohl als der große Haufe; so wie letzterer hat der Philosoph Muth nöthig, wenn er manches nicht weiß, und Weisheit, daß er manches glaubt: denn alles kann er nicht erkennen. — Die Regierung konnte nun keinen Anstand nehmen, eine Anstalt



stalt wieder empor zu bringen, die aus den wichtigsten Wahrheiten das Eigenthum der Gewissen macht, alle Gemüther beruhiget, die Menschen zur Menschlichkeit und Gerechtigkeit ruft, und die Gleichheit aller Stände befördert. — Das Christenthum hat durch die Zeit eine gewisse Sanction erhalten, und deswegen ehren es die Völker. — Das Christenthum hat Europa civilisirt; es hat die Einwohner der Länder, wohin es gekommen ist, gesellig gemacht; es verträgt sich mit dem Fortgange der Künste und Wissenschaften, ja es befördert einige derselben, wie die Musik, die bildende Künste, die Beredsamkeit. Es bindet sich nicht an eine gewisse Regierungsform; es ist die Religion der Welt, nicht dieses oder jenes Staates.“ Die christliche Religion ist also eine Religion für alle Menschen, für alle Staaten; in ihren Lehren finden wir die schönsten Grundsätze der reinsten Moralität und erhabensten Philosophie. Wir haben nicht nöthig, neue Plane zur Besserung und Vervollkommnung des Menschengeschlechtes zu entwerfen: unsere Beschäftigung soll nur seyn, das, was Christus nicht allein mit Worten, sondern auch durch eigene Handlungen lehrte, in Ausübung zu bringen. Sollten also Nationen und Staaten blühen, sollten sie eine dauerhafte Ruhe und Sicherheit, und eine Völle von bürgerlicher Glückseligkeit genießen, so müssen alle Staats-
glie-



glieder vom Regenten bis zum Tagelöhner herab eifrige Verehrer der christlichen Religion seyn, so müssen alle die Lehren Christi einmüthig und pünktlich befolgen.

Man wird mir freylich einwenden, die heutige Welt sey nicht so glücklich, diese so sehr angepriesenen Wirkungen des Christenthumes zu fühlen; man klage allenthalben über Ausgelassenheit und Sittenlosigkeit der Menschen aus allen Ständen. Wahr ist es, das Christenthum äußert heut zu Tage seinen wohlthätigen Einfluss auf die Besserung und Vervollkommnung der Menschen größtentheils nicht mehr so, wie es ihn äußern sollte. Es hat sich aber seine evangelische Simplicität und Reinheit fast ganz verlohren, und die lebenswürdige Gestalt der Religion Jesu ist besonders in katholischen Staaten durch ein Gewirre von Menschenanstalten u. Menschenfatzungen, durch eine Menge von Nebensachen und Mißbräuchen so verändert und verunstaltet worden, daß, wenn die Apostel jezt auf die Welt kämen, sie Mühe haben würden, die Religion, welche sie gepredigt hatten, noch zu kennen. Man muß dieses zugeben, so lange nicht die Rede vom ursprünglichen Christenthume, sondern von dem hier so, dort anderst lautenden Kirchthume ist: denn das Ursprüngliche und Wesentliche des Christenthumes, d. i. die Lehre Jesu, seine

seine Sittengesetze, seine Vorschriften zur Menschenbesserung und Vervollkommnung sind ja noch immer eben dieselben; nur das Zufällige, die äussern Anstalten zur Beförderung dieser Absichten, die Ceremonien und Gebräuche bey der öffentlichen Gottesverehrung, die nicht von Jesu, sondern von der Kirche sind, diese haben in Mißbräuche ausgeartet, diese sind die Quelle des Unglaubens, des Aberglaubens und der Sittenlosigkeit geworden. Die Kirche hat anstatt auf das Wesentliche der Christusreligion, auf innere Besserung und Vervollkommnung des Menschengeschlechts zu trachten, alles auf das zufällige Aeussere, auf zwecklose Nebensachen, auf geistloses Ceremoniel verwendet, wodurch das Wesentliche grösstentheils verlohren gieng, oder wenigstens die wohlthätige Kraft verlohrt, auf Menschenbesserung und Menschenglück zu wirken. Das Kirchthum hat allerdings viel Unheil zum Nachtheil des katholischen Religionsystemes gestiftet. Dieß ist aber der Fehler seiner Vorsteher, der Religionslehrer, nicht der Religion selbst. Obige Beschuldigungen können also nie die Christusreligion selbst treffen, sondern nur die Kirche: denn, wie Herr Werkmeister recht sagt (a), *Religion* und *Kirche* sind sehr von einander zu unterscheiden. Die Religion kläret den menschlichen Verstand auf,

durch

(a) Beyträge zur Verbesserung der katholischen Liturgie in Deutschland. S. 181.



durch die wichtigen Wahrheiten, die sie ihm mittheilet. Sie rührt und bewegt das menschliche Herz; sie leitet den menschlichen Willen zum Guten, d. i. sie verbreitet Wahrheit und Tugend, und durch beydes Glückseligkeit unter den Menschen. Ist das Gewissen und die Ueberzeugung mehrerer Menschen in Rücksicht auf Religions - Wahrheiten und Pflichten gleich gestimmt, so entsteht, wie Herr Maier in seinem deutschen geistlichen Staatsrecht I. B. S. 17. sagt, eine Aehnlichkeit in ihrer individuellen Religion; diess macht dann unter ihnen eine gemeinschaftliche Religion, einen gemeinschaftlichen Gottesdienst möglich. Der natürliche Hang der Menschen zur Gesellschaft, die aus jeder Gesellschaft entspringenden Vortheile bringen die Menschen zum Entschlus, ihren gemeinschaftlichen Gottesdienst gemeinschaftlich auszuüben. Dadurch entstehet zwischen ihnen das Verhältniß, das wir *Kirche*, oder *kirchliche Genossenschaft* nennen. — Religion ist also das *Wesentliche*, das, was die Menschen *weiser, besser und glücklicher* machen soll; *Kirche* ist nur etwas *Zufälliges*, etwas *Aeusserliches*, nur darum nöthig, weil die Absicht der Religion *an vielen Menschen zugleich* ohne äußerliche Ordnungsregeln nicht erhalten werden kann. Die *Religion* ist das *Gebäude*, die *Kirche* das *Gerüste*. Was unmittelbar zur innerlichen *Vervollkommenung und Heiligung* des Menschen bey-

beyträgt, gehört in die Sphäre der *Religion*; was nur äußerliche Ordnung oder Erbauung befördert, nur mittelbaren Einfluß aufs Innere hat, ist *Kirchensache*, oder *Disciplin*. Das wesentliche Geschäft der Priester ist, *Religion* zu verbreiten, ihr minder wichtiges, der Kirche vorzustehen. Der wahre Eifer für Menschenwohl fühlt diesen Unterschied genau; er sieht nicht so fast auf die *Kirche*, als das *Zufällige*, sondern auf *Religion*, als das *Wesentliche*. Der Stolz hingegen dehnt das *Kirchenregiment*, so weit er kann, aus, und läßt oftmals die Religion darüber einschrumpfen. Das, was Augustin *Verbum et Sacramentum Dominicum fidelibus administrare* (b) nennt, (Wort Gottes, Sakramente, Gebethe u. s. w.) muß nach dem Inhalt der Religion und ihren ächten Quellen gelehrt und eingerichtet werden. Ob aber das Wort Gottes in einem Tempel oder Bethhause geprediget werde, ob die Sakramente mit diesen oder jenen Nebenceremonien und Gebethen ausgetheilt werden, ob die Priester diese oder jene Kirchenkleider tragen, ob sie silberne oder goldene, oder hölzerne Kelche haben, ob die Kirchendiener und Kirchengüter von Staatsgesetzen frey seyen oder nicht, ob es Patriarchen, Metropolitnen u. d. gl. gebe, ob sie Brevier, Pontificalia, Processionalia, Ritualia u. s. f. haben, und

(b) Lib. II. contr. Crescent. Grammat.

und wie ihre äusserliche Form beschaffen sey, das gehört nicht zur *Religion*, das ist *Policey*, oder, um eben so wenig zu sagen, das ist *Kirchenfache*.“

Christus selbst hatte äusserst wenige äusserliche religiöse Anstalten angeordnet, und die er gemacht hatte, waren sehr einfach und prunklos, wie z. B. die Taufe, das heilige Abendmahl; er drang in seinem evangelischen Unterrichte immer mehr auf das Wesentliche seiner Religion, auf innerliche Besserung, auf einen tugendhaften Wandel, und verlangte von seinen Anhängern, dass sie Gott im Geiste und in der Wahrheit anbethen sollten. Johan. 4. Indessen, da der Mensch nicht ein bloß geistiges, sondern auch himmlisches Wesen ist, und da bey nahe alle Kenntnisse, Gedanken und Empfindungen ihm durch die Sinne, und durch den Eindruck, welchen die sinnlichen Dinge auf sie machen, zukommen; so sind auch im Christenthume sinnliche Anstalten nothwendig, wodurch im sinnlichen Menschen religiöse Gedanken, Gefinnungen, Empfindungen und Entschliessungen leichter erwecket, ernähret und erhalten werden, wodurch die Verehrung und Anbethung im Geiste befördert und gestärkt, und zugleich auch Erbauung und Ermunterung für Andere gestiftet werden kann. Es ist daher die öffentliche Gottesverehrung, oder was man sehr

sehr unrichtig Gottesdienst nennet, so alt als die Welt selber. Wir wissen aus dem ersten Buch Moyse, daß die Kinder Adams Gott schon Opfer gebracht hatten, und die Völkergeschichte lehrt uns, daß es keine Nation in der Welt giebt, die nicht eine öffentliche Gottesverehrung nach ihrer Art hätte. „Die menschliche Natur selber, sagt Hr. Werkmeister wieder sehr schön (c), liefert uns Beweise genug, daß öffentliche Ermunterung zur Tugend, d. i. öffentliche Gottesverehrung, für sie ein wahres und sehr wichtiges Bedürfnis seyen. — Die Menschen sind zur Gesellschaft geböhren. In der Gesellschaft, und durch Gesellschaft bildet sich vorzüglich der menschliche Geist und das menschliche Herz. Unsere Kenntnisse werden durch Umgang mit andern Menschen nicht nur heller und vollständiger, sondern auch wärmer und lebendiger. Was wir in Gemeinschaft mit Andern fühlen, denken, beschließen, erhält für uns ein weit größeres Interesse, reizt unsere Kräfte weit dringender zur Thätigkeit, erzeugt in uns weit stärkere, den Gefahren, Hindernissen, Bedenklichkeiten Trotz biethende Entschlüssen. Wir sehen überall, daß Gefinnungen, die ein entschlossener Mann öffentlich in einer Versammlung an den Tag legt, eine Art von

An-

(c) Vorrede zu seinen Beyträgen zur Verbesserung der kathol. Liturg. S. XIII.



Ansteckung mit sich führen, die die Anwesenden ergreift, und zu ähnlichen Gefinnungen fortreißet. Der Tyran fürchtet den aufgeklärten Menschenfreund nie mehr, als wenn er seine Mitmenschen über ihre Rechte unterrichtet und mit Wärme und Begeisterung von ihrem gemeinschaftlichen Wohl spricht. Diese Liturgie haucht Gemeinfinn in alle Gemüther, und erweckt Millionen, die dem Usurpator: *Alle für Einen und Einer für Alle*, entgegen kämpfen. Ein Wonneliied, gemeinschaftlich gesungen, flößt Allen Freude und Jauchzen ein, und öffnet selbst die verschlossensten, traurigsten Herzen.“

„So unentbehrlich nun Ermunterung zur Freyheit und Freude sind, eben so unentbehrlich ist auch die Ermunterung zur Tugend. Die Gesellschaft der Menschen kann nicht ohne Freyheit und Freude, aber auch nicht ohne Tugend bestehen. Dadurch erhält die Religion eigentlich einen wesentlichen Werth und wohlthätigen Einfluss auf den Staat, daß sie Grundsätze und Beweggründe der Tugend liefert, und durch öffentliche Gottesverehrung den *Geist der Tugend über Viele zugleich* zu verbreiten sucht. Sie benützt dabey jenes wirksame, in der Natur des Menschen selbst liegende Mittel, die *Geselligkeit des Menschengeschlechtes*, und belebt, verstärkt, veredelt die Gefinnungen

nungen der Tugend im einzelnen Menschen, indem sie alle durch öffentliche Anstalten versammelt, und folchergestalt Einer durch Alle, und Alle durch Einen zu edeln und würdigen Handlungen ermuntert. — Hieraus läßt sich nun von selbst begreifen, wie wichtig für die bürgerliche Gesellschaft der äusserliche Gottesdienst sey; wie viel dem Menschengeschlechte daran liege, daß die dahin zielenden Anstalten vernünftig und ihrem grossen Endzweck gemäß eingerichtet werden. Man sieht, daß sich eine Religion dem Staate vorzüglich dadurch empfehle, wenn die Form ihrer öffentlichen Gottesverehrungen oder ihre Liturgie mit den Bedürfnissen und dem wirklichen Zustande der Bürger ganz übereinstimmt, und ihnen dadurch wahre Erbauung und wirksame Ermunterung zur Tugend allgemein möglich macht. Wie nun keine positive Religion an Erhabenheit, Wichtigkeit und Wahrheit ihrer Vorschriften und Grundsätze der christlichen gleich kömmt, so müßte auch für den Staat keine vortheilhafter und wohlthätiger als eben dieselbe seyn, wenn ihre öffentlichen Anstalten zur Beförderung guter Gesinnungen unter den Bürgern nur immer zweckmässig und kräftig genug eingerichtet wären.“

„Allein, fährt Hr. Werkmeister fort, wir dürfen es jetzt *laut sagen, und wir können es*



nicht laut genug sagen ; Wenn das Christenthum in irgend einem Stücke den Forderungen der strengen Vernunft und der menschlichen Gesellschaft noch nicht Genüge geleistet hat, so ist es gewiss in Rücksicht auf öffentliche religiöse Anstalten und Liturgie ; und wenn man bisher durch ernste Aufklärung so viele Theile unseres Religionsystemes zu verbessern und in ihrer ersten einfachen Gestalt darzustellen bemühet war, so scheint es doch, daß unsere Liturgie von dieser Wohlthat der Aufklärung am wenigsten genossen habe.“

„So nothwendig nun äußerliche religiöse Anstalten, Ceremonien und Gebräuche für die Religion und dem Staate sind, so nothwendig ist es aber auch, daß dieselben von der Kirche so eingerichtet werden, daß durch sie der wohlthätige Zweck der Religion und des Staates, nämlich Beförderung der Tugend, Besserung und Beglückung des Menschengeschlechtes erreicht werden kann.“ Die christliche Religion muß daher, wie ein helldenkender und warmer Religionsfreund sagt (d), vorzüglich nach ihrem moralischen Inhalte betrieben werden. — Es muß der ganze christliche Unterricht eine moralische Tendenz haben. Man muß
vor-

(d) Der Verfasser des Sendschreibens eines deutschen Pfarrers an die nach Frankreich zurückkehrenden ungeschwornen Geistlichen. Germanien 1802. gr. 8.

vorzüglich jene Lehren des Christenthums hervorziehen, welche den Menschen zu einer edeln und allgemeinen Tugendliebe bestimmen, und jede Lehre, die man ihnen giebt, muß eine moralische Beziehung haben; muß nach ihrer Verknüpfung mit christlichen Pflichten, nach ihrem Einflusse auf christliche Vollkommenheit dargestellt werden. Alles Aeufserliche, alle Andachten müssen einfach, von grofsen Sinne gewählt, der Religion würdig seyn. Dann werden sie die Achtung und Liebe zur Tugend verstärken, das Herz mit guten Gefinnungen erfüllen, und den Menschen überhaupt geneigter zur Ausübung seiner Pflichten machen. Es ist daher dieß der *wahre Probiertestein eines guten zweckmäfsig eingerichteten Gottesdienstes: Wenn der Christ mit neuem Muthe und Eifer zur Erfüllung seiner Pflichten, und besonders mit neuern und stärkern Antrieben zur Ausübung einer allgemeinen und thätigen Menschenliebe aus der Kirche und von dem öffentlichen Gottesdienste zurückkömmt.*“ Leider ist es aber nur gar zu wahr, daß die wenigsten unserer kirchlichen Anstalten so beschaffen sind, daß durch sie dieser edle und wohlthätige Zweck erreicht werden könnte. Sie sind durch Menschenzufätze und Mißbräuche so verunstaltet worden, daß sie anstatt die Menschen zu Gott zu führen, dieselben vielmehr von ihm abführen, daß sie anstatt zu erbauen, vielmehr zerstreuen, anstatt



die Menschen zu beßern, dieselben vielmehr böser machen. Es sind zwar mehrere der vortrefflichsten Schriften vorhanden, unter denen ich nur die *Prüfung des katholischen praktischen Religionsunterrichtes*, und die Beyträge zur Verbesserung der katholischen Liturgie in Deutschland hier anzeigen will, in welchen die Mißbräuche und die Unzweckmäßigkeit vieler öffentlichen katholischen Religionsanstalten scharf gerüget werden, daß es überflüssig scheinen könnte, hier noch über einige etwas zu sagen. Allein, da die Fürsten und Bischöfe und ihre Räthe selten alles zu lesen bekommen, und es doch die Nothwendigkeit erheischt, katholische deutsche Regenten und Bischöfe, zum Beweis des Obgesagten auf einige derselben aufmerksam zu machen, so will ich hier einige wenige Mängel und Unvollkommenheiten unserer äußerlichen Religionsanstalten ihnen zur Beherzigung vorlegen.

Vor allen verdient die lateinische Kirchensprache bey öffentlichen Religionshandlungen einer höchst unrühmlichen Erwähnung. Ein lateinisches Missale, Rituale, Gebethformeln bey der öffentlichen Gottesverehrung, bey Auspendung der Sakramente, bey Segnungen u. d. gl. in einer alten gänzlich ausgestorbenen Sprache, für ein deutsches Volk, das dieselbe nicht versteht, und die dem katholischen Kultus in den Augen

Augen des Volks so ganz den Schein von magischen Handlungen und Zauberformeln giebt, ist das nicht höchst ungereimt? Gehört die nicht zu den höchst unzweckmäßigen Kirchenanstalten; zu den offenbaren Hindernissen der gesellschaftlichen Erbauung und Ermunterung zur Tugend? ? Wie soll der Christ Antheil nehmen an der öffentlichen Gottesverehrung, wie soll er erbauet, und zu guten Gefinnungen und frommen Entschliessungen angefeuert werden können, wenn der Priester seine Gebethe und Lesestücke in einer Sprache abliest, die er nicht versteht? Gewiss es ist eitel Grillenfängerey, und ein dummer Stolz, wenn man behauptet: Die lateinische Sprache sey die *heilige Sprache der Kirche*, und das vorzüglichste Mittel der *Einheit*, und dürfe deswegen nicht abgeändert werden. Eine Sprache mag noch so heilig, ja selbst die Sprache der Engeln seyn, so wird sie mich nicht weißer, besser, tugendhafter und heiliger machen, wenn ich den, der in dieser Sprache zu mir redet, nicht verstehe. Und *Einheit* beruhet nur und ganz allein auf *Einheit der Glaubenssätze und Sittenvorschriften der Religion*; nichts weniger aber auf *Einheit in Kirchenanstalten*, die in der Zeit und nach Willkühr der Menschen sind eingeführt worden, und die man eben darum, weil sie Menschen-Machwerk sind, nach der Verschiedenheit der Nationen, ihrer Sprache, ihrer sittlichen Bedürf-

B 4

nisse,



nisse, ihrer Aufklärung u. s. f. abändern kann und muß. „Der letzte Endzweck aller Liturgien, sagt Hr. Werkmeister abermal (e), besteht ja einzig darinn, daß man durch äußerliche Einrichtungen die wichtigsten Religionswahrheiten dem menschlichen Herzen wichtig und rührend vorstelle, und dadurch edle, tugendhafte Gesinnungen erzeugt. Wenn aber das Volk diese Liturgien nicht versteht, und nicht weiß, was der Priester damit sagen will, wie soll es dadurch erbauet, gerührt, und für die größten Religionswahrheiten begeistert werden? — Wahrlich die Anhänglichkeit an eine Religion kann nicht groß seyn, von welcher die eine Hälfte der Menschen vermög des Geheimnißreichen, das darinnen herrschet, und die andere vermög der unbekannten Sprache, in welche sie eingehüllet liegt, nichts verstehen und genießsen kann.“ Ich kann daher gar nicht begreifen, wie sich der so gelehrte als einsichtsvolle Verfasser der Prüfung des katholischen praktischen Religions-Unterrichtes kann beygehen lassen, eine Apologie der lateinischen Kirchensprache schreiben zu wollen. Ich weiß wohl, daß es Schwierigkeiten absetzen wird, wenn man z. B. nur die deutsche Mess einführen wollte: aber sind diese unüberwündlich, und muß denn gerade der ganze Zuschnitt des römischen Missals bey-

behalten

(e) Beyträge S. 69.

behalten werden? ? Kann man sich wohl was
 Eckelhafteres, Geschmack - und Zweckloferes
 denken, als unser römisches Mißsale, an dem so
 viele römische Bischöfe geflickt, und das zu
 nichts weniger, als zu einem öffentlichen Er-
 bauungsbuch dienen kann. Es mangeln dem-
 selben eine dem Volke verständliche Sprache,
 jene Deutlichkeit, Ordnung und Richtigkeit ächt
 christlicher Begriffe, jener Zusammenhang der
 Gebethe, Lesestücke und Belehrungen, die nach
 den Grundsätzen einer gefunden Philosophie,
 nach den Anlagen der menschlichen Natur, nach
 den Bedürfnissen einer gemischten Gemeinde,
 und nach dem Endzweck der Religion und des
 Staates zum Wesen einer wahren, erbaulichen
 und lehrreichen Liturgie unentbehrlich sind.
 Man vernehme, was Herr Werkmeister über
 unsere Liturgie sagt (f). „Unsere abendländi-
 sche Liturgie, sind seine Worte, hat ihr Daseyn,
 ihre Vergrößerung, und ihre geschmacklose Zu-
 sammensetzung meistens den Päpsten, und an-
 dern römischen Gelehrten zuzuschreiben. Sie
 hat alle Fehler, die die Liturgie nur haben
 kann. Simplicität, Reinigkeit der Begriffe, Ord-
 nung der Theile und Schönheit des Ganzen
 mangeln ihr überall. Dagegen stellt sie uns
 ein verworrenes, unzusammenhängendes Gan-
 zes vor, worinn der Geist der Kleinfügigkeit
 B 5 überall

(f) In der Vorrede zu seinen Beyträgen. S. XVII.



überall herrscht. Wo nur immer möglich war, sind römische Principien angebracht, die den andächtigen Priester für Roms Anmaßungen einnehmen und ihm dieselben unter der Gestalt christlicher Gebethe als wahre Christenthums-Lehren einflößen sollen. — Wie sie allmählich durch Päpste vermehrt, so ist sie auch immer mehr verdorben worden. Sie trägt unverkennbare Spuren aller rohen Jahrhunderte, deren jedes von seiner Hefen etwas an die Liturgie ansetzte, oder einen aus den ersten Zeiten des Christenthumes übrig gebliebenen Zug der Schönheit wegwischte.“

Die tägliche Messe kann eben so wenig ein Erbauungs- und Beförderungsmittel der Tugend weder für die Priester, noch für die Laien seyn: denn daß die Priester den geistlosen Mechanismus der Messceremonien täglich wiederholen, und die Laien demselben täglich eben so mechanisch beywohnen; die Gewohnheit, so zu sagen, einerley Handlung täglich zu verrichten, und täglich zu sehen, nebst unserm Leichtsinne macht, daß uns die Vortrefflichkeit dieser Abendmahls-Erinnerung nicht mehr befremde, nicht erbaue, und zum Guten bewege. Gleichwie der tägliche Anblick der Sonne und ihres Schimmers unsere Aufmerksamkeit und Achtung gegen sie vermindert, so verhindert und vermindert das tägliche Messe lesen und
Messe

Messe hören auch die Hochschätzung, die Andacht, Aufmerksamkeit und Ehrfurcht, die wir dieser heilsamen Anstalt Jesu schuldig sind. Kurz, *quotidiana vilescunt*, und es läßt sich von der täglichen Messe eben das sagen, was der heilige Basilius von der öftern Aussetzung des heiligen Altarsfakramentes behauptet. „*Res omnes usu detritas, et undecunque probabiles expositas esse contemptui; adque id, quod sepositum est, quodque rarum est, huic natura conjunctam esse summam admirationem et studium.*“ Tractat. de Spir. S. c. 27.

Der äußerliche Pomp, die unzähligen mit der wahren Gottesverehrung beynahe im Widerspruch stehenden Kirchenceremonien und Gebräuche, mit denen alle Zweige der öffentlichen Religionsanstalten bis zum Eckel überladen sind, und deren wir Katholiken vielleicht mehr haben, als die größten Ceremonienmeister der Chineser, können wohl nicht als zweckmäßige Erbauungsmittel, sondern müssen vielmehr gerade für die sichersten Zerstreungsmittel angesehen werden. Ich will dadurch den Ceremonien und Gebräuchen der Kirche ihren Werth nicht abprechen, ihren Einfluß auf Sittlichkeit und Besserung der Menschen nicht leugnen. Sie können allerdings zu Erinnerungsmittel an verschiedene Religionswahrheiten und sittliche Maximen gemacht, und als Beförderungsmittel



mittel guter Gefinnungen und frommer Entschliessungen gebraucht werden, und dann Nutzen stiften. Ich eifere nur wider ihre Menge; wider ihren Prunk und ihr Geheimnißvolles, wodurch sie für uns Laien ganz unverständlich werden. „Prunklose Einfalt, sagt Hr. Pfarrer Dietl (g), soll ein Hauptzug der öffentlichen Gottesverehrung seyn. Wie in der Person des Stifters unserer Religion Hoheit mit Simplicität gepaart war, so soll's auch in seinem Gottesdienste seyn. Vielleicht hat man schon gleich anfangs den Judenchristen zu Gefallen zu viele Ceremonien aus dem Judenthume in die christliche Religion aufgenommen, wo Gott im Geiste und in der Wahrheit will angebethet werden. Mit jedem Jahrhunderte, ich möchte sagen, mit jedem Papste, mit jedem Mönchsorden kamen neue Ceremonien in den Gottesdienst der Christen, der endlich damit überladen und verunstaltet wurde. — Die Folgen davon sind traurig: das Volk steht gedankenlos da, gafft und staunt, hangt am Aeufserlichen, und dringt nie in das Wesentliche der Religion ein; schreibt Gebräuchen übernatürliche Heilkräfte zu, und erwartet vom Mitmachen derselben die Seligkeit.“

Von

(g) Vertraute Briefe eines Geistlichen in Baiern.

Von den meisten Kirchengebräuchen und Ceremonien weiß Niemand aus dem Christenvolke, ja, ich getraue es mir zu sagen, selbst sehr wenige aus den Volkslehrern, was sie eigentlich bedeuten, und diejenigen Bedeutungen, die ihnen einige Liturgisten nach ihren frommen Capritzen untergeschoben haben, sind meistens von der Art, daß sie nicht unmittelbar auf sittlich gute Gefinnungen hinführen; am wenigsten die mystischen Auslegungen einiger asketischen Schwindelköpfe, die ungleich mehr verdorben, als gut gemacht haben. Man lese nur, was der gelehrte Italiener Muratorius über die mystische Auslegungen der Kirchenceremonien schreibt (h). „*Licet non ignoremus, sagt er, rebus sacris mysticas non deesse significationes, pleraque tamen ab iis productæ piarum mentium phantasmata sunt, quæ in leves auras facile resolvuntur, nec a prudentibus probari poterunt, licet quorundam palatui fecerint satis. Alii ritus ecclesiasticas omnes, etiam recentiores ad Apostolorum usque tempora referunt, et in hoc se ecclesiæ auctoritati, quam hac scribendi ratione potius convellunt, belle consulere autumant; hinc ut ait Mabillonius, omnia confundunt, omnia pessundant, SS. Patrum dictis et conciliorum decretis apertam vim inferre non formidant, dummodo suis nugis, in officina cerebri sui cufis, colorem aliquem et fucum*

(h) In Dissertat. de rebus liturgicis.

fucum tribuere possint. Sunt denique ex recentioribus, qui cum non ignorant, multa sensim per abusus irrepsisse in Liturgiam, varias illorum congruentias invenire sunt conati, ut sapienter institutas fuisse, persuadeant. Verum isti, ut scite de Origine dixit Hieronymus, ingenii sui adinventiones ecclesiae fecerunt Sacramenta.“ Es ist zwar nicht zu leugnen, daß es unter den Kirchengebräuchen und Ceremonien auch einige Schöne und Zweckmäßige giebt, die zur Erbauung und Besserung etwas beytragen können, wenn man sich nur die Mühe giebt, dieselben so einzurichten, daß sie über allen Spott und Tadel erhaben sind, und für jeden Vernünftigen anziehend werden. Anbey muß aber auch das Christenvolk über das kirchliche Ceremonienwesen besser belehret, und ihm gezeigt werden, daß der wahre Gottesdienst nicht im Ceremoniendienste, nicht im bloßen Beywohnen, Ansehen oder Mitmachen dieser Ceremonien bestehe, sondern daß ein lebenslängliches Streben, immer weißer und besser zu werden, und die Pflichten seines Standes genau zu erfüllen im eigentlichen und wahren Sinne Gott dienen heiße.

Unsere Ritualien sind ein elendes Machwerk ohne Geist, ohne Salbung und in dem schleppendsten Styl zusammengestoppelt, und haben noch alle den alt römischen Zuschnitt (juxta
Rituale

Rituale romanum reformatum et adprobatum) gerade als wenn Rom das Non plus ultra alles vernünftigen Denkens und Handelns wäre, ob schon uns die ältere und neuere Geschichte des Gegentheils überzeugt. Wie viele Dinge enthalten nicht unsere Ritualien, die dem Zweck der Religion und des Staates schnurgerade entgegen find, und deswegen längstens schon hätten abgeändert oder ausgemerzet werden sollen? Wie zweckwidrig und anstößig in denselben find die Beschwörungen und Exorcismen des Teufels? Der Staat giebt sich alle Mühe, um jene abergläubische Furcht des Teufels, und jene falschen Begriffe und Thorheiten, welche die Menschen mißmüthig und elend machen, aus den Gemüthern des Volkes zu verbannen. Allein das Rituale authorisirt den Glauben an den Teufel nicht nur, sondern bestärkt die Menschen noch in demselben. „Von der Geburt bis zum Tod, sagt wiederum Hr. Werkmeister (i), führt uns das Rituale den Weg der Furcht vor dem Teufel! Zuerst jagt man ihn aus uns hinweg, obgleich unsere Religion diesen Begriff nicht authorisirt hat. Alsdann vertreibt man ihn aus unsern Speisen und Getränken u. s. w. Selbst das Salz, ein lebloses Ding, wird exorcisirt, und noch oft muß der Satan aufs neue aus Körpern verjagt werden, die doch bald nach der Geburt von

(i) Beyträge zur Verbess. der katholischen Liturgie. S. 331.

von ihm sind befreyt worden. So verewigt das Rituale Begriffe, die der Staat durch eigene Anstalten zu schwächen oder zu vernichten sucht. “ Was soll sich ein Vernünftiger von den Beschwörungen der Hexen, des Hagels, der Donnerwetter, von den Segensprechereyen über Speisen und Getränke, über Ställe und Scheunen, über Wohnungen und Schlafgemächer, über Brautringe, Brautbetten und Brauthemde (*) u. d. gl. denken? — Sind diese Exorcismen und Segnungen nicht ganz dazu geeignet, den Glauben an die unumschränkte Macht des Satans, und an Hexereyen und Zaubereyen zu vermehren, und den Irrwahn und Aberglauben noch mehr zu befördern, das Vertrauen auf Gottes Allmacht, weise Regierung und Vorsehung aus dem Herzen der Christen zu verbannen, und sie vollends gar um alle Religion zu bringen? ? Wie abgeschmackt ist nicht der Quark von Ermahnungen und Anreden, welche die Priester nach

(*) Man ärgere sich nicht, wenn eine unwissende und abergläubische Braut über ihr Hemd, das sie am Tag der Trauung anzieht, ehevor den Segen sprechen läßt. Müssen doch auch die braunen Läufesäcke und Förmoralien der Seraphischen Kaputzenträger, ehe sie ihren heiligen Leib damit schmücken, eben so zuvor gesegnet und beschworen werden. Freylich läßt sich von ihnen eben auch nicht mehr Aufklärung, als von einer Bauernbraut erwarten!

nach der Vorschrift des Rituals bey der Tauf-
handlung, bey Trauungen, am Krankenbette
u. s. f. vorausschicken soll? Jeder mittelmäßig
geschickte Priester würde heut zu Tage etwas
besseres, und auf eine bessere und zweckmäßi-
gere Art vortragen, als im Ritua le uralten
Andenkens enthalten ist: allein er darf vom
alten Schlendrian nicht abweichen, weil er sich
dadurch die strengste Ahndung seines unaufge-
klärten Consistoriums auf den Hals laden wür-
de. Mir ist es wenigstens sehr wahrscheinlich,
dass diese vorschriftmäßigen Ermahnungen und
Anreden im Ritua le ursprünglich nichts weiter,
als Formulare waren, nach welchen die Prie-
ster ihre Anreden bey wichtigen Amtsverrich-
tungen abfassen sollten: aber die Bequemlich-
keit, oder von der Brust weg geredet, die Faul-
heit der Priester, die sich nicht gerne mit Nach-
denken und Ausarbeiten neuer Anreden beschäf-
tigten, hat endlich den alten Leyerton so au-
thorisiert, dass es dem Volke anstößig wäre,
wenn sie eigenmächtig einen andern, obgleich
bessern und erbaulichern anstimmen wollten.
Was sollen die in einer fremden, dem Volke
ganz unverständlichen Sprache abgefassten Ge-
bethe bey Auspendung der Sterbsakramente,
bey dem Todeskampf, bey Leichenbegängnissen
u. s. f., was die bey Processionen abgesungenen
lateinischen Litaneyen, Psalmen und Gebethe
zur Erbauung und Besserung beytragen? O!



ein neues Rituale, ein neues Rituale — so rufen lange schon alle aufgeklärten, mit der praktischen Seelsorge beschäftigten Priester; aber leider! bisher immer vergebens. Und warum? Weil unsere deutschen Bischöfe, und leider! auch die wenigstens ihrer Konfistorialien jemals die Seelsorge selbst praktisch ausgeübt haben, und das ihrem Hirtenamte anvertraute Christenvolk, und die Bedürfnisse einer vernünftigen und zweckmäßigen Anordnung für den katholisch - praktischen Religionsunterricht nie kennen gelernt haben, und, wenn sie's auch kennen gelernt hätten, nicht Muth genug haben, die Fesseln Roms abzuschütteln, und den römischen Ritus eigenmächtig abzuändern, um ihren Mitarbeitern im Weinberge des Herrn was Besseres dafür zu geben. Möchte doch das, was nun so viele würdige und einsichtvolle Priester so oft und laut sagen, — daß eine Verbesserung, ja eine totale Umänderung unserer Ritualien ein für die deutsche katholische Kirche höchst nöthiges Zeitbedürfnis sey, — auf diejenigen einen lebhaften Eindruck machen, und sie endlich einmal von ihrem langen Schläfe erwecken, denen es von Beruf und Amtswegen obliegt, diese wichtigen Anstalten zu verbessern. Jede Verbesserung einer veralteten und mehr anstößigen als erbaulichen Liturgie ist Gewinn für Religion und den Staat, und daher nicht nur zu wünschen, sondern ohne Verzug zu unternehmen.

Man komme mir ja nicht mit dem kindischen Einwurfe : Dafs in diesen Anstalten und Gebräuchen der Kirche nichts geändert werden dürfe, weil dadurch die *kirchliche Einförmigkeit* Schaden leiden würde, und weil sich alle diese Anstalten auf das *Alterthum der katholischen Kirche* gründen. Einheit, Einförmigkeit, wie ich schon einmal gesagt habe, hat nur in den theoretischen und praktischen Religionslehren, in den Glaubenssätzen und Sittenvorschriften statt, nicht aber im Kirchthume, in Disciplinachen, welche menschlichen Ursprunges, und eben darum zufällig und abänderlich sind. In der Glaubens- und Sittenlehre da muß freylich immer Einheit und Einförmigkeit herrschen, in diesen muß sich der Unterricht immer gleich bleiben, d. h. es darf nur das, was mittelbar oder unmittelbar ein Bestandtheil von der Lehre Jesu, und seiner vom heiligen Geiste geleiteten Apostel ist, und nichts anders vorgetragen werden. Aber die Art des Vortrages ist allerdings einer Veränderung fähig, besonders wenn er sich von dem einfachen Vortrage Jesu und seiner Apostel immer mehr entfernt. Und eine Abänderung des Vortrages und der Lehrart ist ja noch keine Abänderung der Lehre selbst. Der Ausspruch einiger Orthodoxen : dafs alle Neuerung in der Kirche Verdacht erzeuge, verdient keine Achtung, wo nur von zufälligen und nicht von wesentlichen Dingen die Rede ist.



Sich auf das Alterthum der Kirchengebräuche und Mißbräuche stützen, ist wahre Thorheit. Ist denn alles, was nach dem Alterthume riecht, eben darum schon vernünftig, gut und zweckmäßig? Wäre es nicht höchst ungereimt und lächerlich, wenn Jemand den Machomedism, der schon über zehn Jahrhundert sein Unwesen treibt, seines Alterthums wegen für die beste und zweckmäßigste Kirchen- und Staatsverfassung erklären wollte? Und ist es denn nicht eben so unvernünftig und toll, wenn man fordert, daß aller altrömischer Schlendrian, alle altmodischen Mißbräuche, wenn man schon überzeugt ist, daß sie für unsere Zeiten nicht mehr passen, daß sie der Religion und dem Staate mehr schaden als nützen, ob antiquitatis reverentiam beybehalten werden sollen? „Eine Ehrfurcht, sagt wiederum Hr. Werkmeister (k), welche dem Alterthume die Gemeinnützigkeit opfert, ist eine abergläubische Ehrfurcht. Die alten in einer ausgestorbenen Sprache verfaßten Liturgien müssen uns wohl als Ueberreste des Alterthums, als Hilfsquellen des Religionsstudium, der Geschichtkunde u. s. w. schätzbar seyn; aber die Hochachtung derselben so weit treiben, daß man sie zum Nachtheil des Volks, welches sich daraus nicht erbauen kann, beym öffentlichen Gottesdienst beybehält,

(k) Beyträge S. 31.

hält, ist eine Affectation, oder wohl gar eine Thorheit. Ueberhaupt ist es ein Fehler sowohl unserer Liturgisten als Canonisten, daß sie alles auf's Alterthum zurückführen, überall nur die Formen der ersten christlichen Jahrhunderte sowohl in der Art des Gottesdienstes, als in der Kirchenverfassung hervorziehen wollen.“ Es ist einmal eine unläugbare Wahrheit, daß manche Gebräuche, Einrichtungen und Anstalten des menschlichen Geistes, die nach den Umständen der Zeit, des eventuellen Zustandes der Menschheit anfangs gut und zweckmässig gewesen seyn mögen, zu einer Zeit, wo sich diese Umstände geändert haben, und wo die Menschheit in einen vollkommnern Zustand hinübergetreten ist, ihren Werth und ihre Brauchbarkeit verlieren müssen. Das mosaische Gesetz und die in demselben vorgeschriebenen gottesdienstlichen Gebräuche und Ceremonien hatten ihren Nutzen für das jüdische Volk in den Zeiten seiner Minderjährigkeit und Rohheit. Nachdem aber Jesus gelehret hatte, wie Gott auf eine bessere Art im Geiste und in der Wahrheit verehret werden müsse; so wurden jene Gebräuche entbehrlich, und die levitischen Anstalten verlohren nach der Ankunft Jesu ihre Brauchbarkeit, und wurden daher ganz aufgehoben. Aus diesem einzelnen Beyspiel ersieht man, daß Gott selbst bey seinen Anstalten zur Belehrung und Besserung der Menschen sich

Stadtbibliothek
Augsburg

nach ihren jedesmaligen Fähigkeiten und Bedürfnissen gerichtet habe; daß manches eine Zeit lang gut und nützlich seyn, aber nach und nach seine Brauchbarkeit verlieren könne. Dieß gilt noch mehr von menschlichen Anstalten und Anordnungen, dergleichen die kirchlichen sind, in die der Zufall, die Umstände von Ort und Zeit, und vorzüglich der Karakter des Jahrhunderts, und der darinn herrschenden Meynungen, Vorurtheile, Gebräuche und Staatsverfassung Einfluß gehabt hatten; diese bedürfen von Zeit zu Zeit einer Umänderung und Verbesserung, und müssen dem Geiste der Zeit und den Bedürfnissen der Menschheit angepaßt werden. Diese Wahrheit hatten die ehrwürdigen Väter einer bayerischen Nationalsynode, die im Jahre 763. unter dem Herzog Tassilo II. zu Aschheim in Baiern gehalten wurde, wohl eingesehen. Daher sagten diese Väter im Eingange zu ihren geistlichen Schlüssen, die manches Merkwürdige enthalten, „daß zwar den Christen die Vorschriften und Anstalten der alten Kirchenväter schon erklecklich seyen, um nach denselben ihr Leben anzustellen, und den Himmel zu besteigen: man müsse aber wegen veränderten Zeiten auch andere Verordnungen machen (1). Wahrlich eine wichtige Erinnerung! die man aber leider! in spätern Zeiten, und besonders

(1) Abhandlungen der bayerischen Akademie der Wissenschaften. I. Bd.

ders in dem berüchtigten Concilium von Tri-
ent, wo es so viel zu verändern und zu ver-
bessern gegeben hätte, und man also vorzüg-
lich darauf hätte Bedacht nehmen sollen, ganz
außer Acht gelassen hatte. Die erste christli-
che Kirche, und besonders die spätern Anstal-
ten der römischen Kurie können nun einmal
nicht mehr Norm für die öffentliche Kirchen-
anstalten in unsern Zeiten seyn, in denen sich
die allgemeine Denkungsart, Begriffe, Sitten,
Sprache und andere Bedürfnisse so auffallend
geändert haben. Obgedachtes baierisches Kon-
cilium giebt unsern Kirchenvorstehern einen
Wink, daß sie bey veränderten Zeiten in kirch-
lichen Anstalten auch weiter gehen dürfen und
müssen, indem ja dieselben nicht ewig so blei-
ben können, wie sie die alte Kirche unter ge-
wissen Umständen festzusetzen für nöthig ge-
funden hat. Die öffentlichen gemeinschaftlichen
Religionsanstalten, Gebräuche und Ceremonien
sollten in den Christen ein moralisches Gefühl
ihrer Würde und nicht Sinnlichkeit wecken;
sie sollten sie an ernsthaftes Nachdenken über
ihre Bestimmung dieß- und jenseits des Grabes
gewöhnen, und ihr Herz von der zu starken
Anhänglichkeit an das Vergängliche abziehen;
sie sollten im Bethhause alle Laien miteinander,
und den Priester mit allen vereinigen; sie soll-
ten dem bethenden Volke mehr Stoff zum Den-
ken und Beherzigen, als zum Schauen und Gaf-

fen geben; sie sollten alle Anwesenden erbauen, in ihnen edle Gefinnungen erwecken, sie zu tugendhaften Handlungen antreiben, und alle miteinander weißer, besser und tugendhafter machen. Dieß ist der edle Zweck der gesellschaftlichen Gottesverehrung, der aber durch unsere lateinischen Mess- und Ritualienformeln, und durch den Wirrwar unserer unverständlichen, gar nicht erbaulichen Kirchengebräuche und Cemonien unmöglich erreicht werden kann. Eure Pflicht ist es, Bischöfe Deutschlands, den deutschen Kirchenanstalten ihre SimPLICITÄT und Reinheit wieder zu verschaffen, sie von der Ausartung, in die sie die Zeit, Gewohnheit, erschlaffter Menscheninn und bigottes Interesse verwickelt hat, wieder zu heilen, und sie für das eurem Hirtenstab anvertraute Volk erbaulich, und für den Staat, der euch nähret, nützlich zu machen.

Ich hätte zwar noch eine Menge von Mißbräuchen, und zweckwidrigen Kirchenanstalten zu rügen; ich könnte noch über das eckelhafte Brevier, über die altrömischen und jüdischen Kirchenkleider, über den abgeschmackten Tempel und Altarbutz, über die schändliche Ablass-Krämerey, über den abergläubischen Mirakelglauben, über das gottesvergeßene Heiligenanrufen, und abgöttische Bilderverehrung, über den tyrannischen Nothcölibat der Priester, über

über die Kleiderordnung für Geistliche u. s. w. meine Meynung sagen: aber ich kann hoffen, daß sich deutsche Fürsten und Bischöfe aus dem Bishergesagten schon genug werden überzeugen haben, daß eine weise und zweckmäßige Reform im Kirchenwesen ein höchst nöthiges Bedürfnis sey. Indessen kann ich die letzten zween Punkte vom Cölibat und den Civilkleidern der Geistlichen nicht ganz mit Stillschweigen umgehen.

Die Ehe der Priester kömmt heut zu Tage wieder allgemein zur Sprache, und es find in dem letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland eine Menge von Schriften erschienen, in denen der Priestercoelibat als eine für die Religion und den Staat höchst nachtheilige Kirchenanstalt geschildert, und die Ehe der Priester in Schutz genommen und vertheidiget wird. Ich würde hier gar nichts über diesen Gegenstand gesagt haben, wenn nicht erst jüngst der sonst so aufgeklärte und tolerante Bürger Portalis in seiner Rede, welche er zu Paris im gesetzgebenden Korps bey Vorlegung des mit dem Papste geschlossenen Konkordats gehalten hatte, bey Vertheidigung des Priestercoelibats von ganz falschen Grundsätzen ausgegangen wäre, die ich hier nicht ungerügt lassen kann. Er sagt nämlich: — „Der Gottheit geheiligte Menschen müssen in Achtung stehen, und schon



ohne eine Religion, die von ihnen eine *körperliche Reinigkeit* verlange, müssen sie alles vermeiden, was ihnen das Ansehen geben könnte, als ob ihnen diese *Reinigkeit* fehlte. Der katholische Kultus verlangt eine anhaltende Beschäftigung und beständige Anstrengung: man hat also geglaubt, seine Diener der Last einer Familie überheben zu müssen.“ Einmal ist es ganz falsch, daß die Religion von ihren Dienern *körperliche Reinigkeit* fordere. Die Indianer, Tourgousen, Peguaner, Siamer, Sinesen, Japaner, Aegyptier, Griechen und Römer forderten zwar von ihren Götzendienern eine körperliche Reinigkeit, und glaubten, daß der Genuß der ehelichen Liebe den Körper verunreinige. Aber dieß sind ja lauter abgöttische Völker, und sollten Christen, die durch das Evangelium Jesu von Gottesverehrung und Sittlichkeit reinere Begriffe erhalten haben, sich nicht schämen, diesen heidnischen Vorurtheilen noch anzuhängen? Die Israeliten forderten zwar auch von ihren levitischen Priestern, so lang sie im Tempel dienten, körperliche Reinigkeit und Enthaltung von ihren Weibern: sie hatten aber wahrscheinlich dieses Vorurtheil aus Aegypten oder aus Babylonien in ihr Vaterland gebracht, und was die Priester des mosaischen Gesetzes der Dienstbarkeit zur sklavischen Befolgung verbunden hat, kann die Priester des neuen Gesetzes, in welchem uns Christus, wie
der

der heil. Paulus an die Galather schreibt (5, 13), zur Freyheit und Unabhängigkeit von dem jüdischen Ceremoniendienste berufen hat, nicht mehr verpflichten. Papst Siricius, Innocentius I. und andere mehrere hatten zwar auch den Cölibat vorzüglich unter dem scheinheiligen Vorwande einer besondern Reinigkeit, womit die Priester des Herrn geschmückt seyn sollten, eingeführt. Allein, die Schriften des neuen Gesetzes fordern nirgends von den Anbethern und Priestern des lebendigen Gottes körperliche Reinigkeit; ja Christus lehrte vielmehr gerade das Gegentheil, und gab uns mehr als einmal deutlich zu verstehen, daß er die körperliche Reinigkeit nicht achte, und ihr die Reinigkeit des Herzens weit vorziehe. Wie oft hatte er nicht die Pharisäer über ihre strenge Sorgfalt für körperliche Reinigkeit ausgescholten, und ihnen dagegen mehr Achtung für Herzensreinigkeit empfohlen! Als ihn einst ein Pharisäer, der ihn zu Tisch gebethen hatte, tadelte, daß er sich nicht, nach Pharisäer Sitte, vor dem Essen die Hände gewaschen hätte, sagte er zu demselben: „Ihr Pharisäer säubert das Auswendige an euren Bechern und Schüsseln; aber inwendig seyd ihr voll des Raubes und der Ungerechtigkeit. Du blinder Pharisäer säubere zuerst das Inwendige am Becher und an der Schüssel, damit auch das Innere rein werde.“ Matth. 13, 35—36. Was hatte wohl Christus dadurch



dadurch anders sagen wollen, als daß man vor allen nach innerlicher Reinigkeit, nach der Reinigkeit des Herzens, aus dem als gleichsam aus einer Quelle die bösen Gedanken, Begierden und sündhaften Handlungen ihren Ursprung herleiten, trachten solle. Darum spricht er auch nur jene felig, die eines reinen Herzens sind, Matth. 5, 8. d. h. die ihre in der Taufe erhaltene Unschuld sorgfältig bewahren, und ihr Herz oder Gewissen von allen sündhaften Gedanken und Begierden unbefleckt erhalten. Es ist also falsch, wie Portalis und mit ihm andere behaupten, daß die christliche Religion von ihren Priestern körperliche Reinigkeit fordere, und eben so ist auch der Grund selbst falsch, worauf sich dieses Vorurtheil stützt; als ob nämlich durch den ehelichen Genuß der Körper verunreiniget würde. Gott selbst hat die Ehe zur Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes bestimmt, und Christus hat sie zu einem heiligen Sakrament erhoben; sie kann also nichts an sich haben, das der Heiligkeit und Reinigkeit der christlichen Religion zuwider wäre. Wie kann also eine von Gott selbst eingesetzte, und von dem Stifter unserer Religion durch ein Sakrament geheiligte Handlung den Körper verunreinigen? Nichts ist vor den Augen Gottes, und folglich auch der gesunden Vernunft unrein, als was böse und unerlaubt ist; und wie kann man also den ehelichen Genuß

aus für etwas Verunreinigendes halten, da ihn
 doch Gott und Christus selbst nicht nur als er-
 laubt, sondern auch als rein und heilig erklärt
 haben? Der Ehestand macht das, was ohne ihn
 unerlaubt ist, erlaubt, und das, was ohne ihn
 dem Menschengeschlechte schädlich ist, demsel-
 ben nützlich, und Gott hat durch die Ehe das
 zu einer ihm gefälligen und sittlich guten Hand-
 lung gemacht, was er ohne sie als sündlich und
 sträflich durch seine göttliche Offenbarung er-
 klärt hat. Der heil. Paulus sagt (I. Korinth.
 7, 14.), daß Mann, Weib und Kinder durch
 eine christliche Ehe geheiligt werden. Was
 aber heiligt, kann ja den Körper nicht verun-
 reinigen. Eben deswegen, weil der Genuß der
 ehelichen Liebe untadelhaft, unsündlich, und
 nichts weniger als verunreinigend, sondern
 vielmehr zur Bewahrung der christlichen Rei-
 nigkeit ein vortrefliches Mittel ist, wurden auch
 alle Christen, verheurathete und unverheurathete,
 in den ersten drey Jahrhunderten der Kirche
 täglich zum heiligen Abendmahl zugelassen
 und angenommen. Konnten also in diesen hei-
 ligen und strengen Zeiten alle verheuratheten
 Laien Theil an der täglichen heiligen Kommu-
 nion nehmen, so kann jezt die Ehe den Prie-
 stern wegen des öftern oder auch täglichen Ge-
 nusses des heiligen Abendmahls eben so wenig
 nachtheilig seyn. Es ist also eitel Kaprize,
 dumme Mönchs-Grille, und schändlicher Aber-
 glau-



glauben, wenn man dafür hält, die eheliche Verbindung eines katholischen Priesters mit einer Frau verunreinige seinen Körper, und mache ihn dadurch zum Religionsdienst unwürdig und unfähig. Der geheiligte und unauslöschliche Karakter des Priesterthumes bleibt immer derselbe, wenn gleich der Priester in eine eheliche Verbindung tritt. Die Ehe ist ein Sakrament, ein von Gott selbst bey der Schöpfung angeordneter Stand, worinn Mann und Frau in Vereinigung ihrer Gefinnungen, durch wechselseitigen Rath und Antrieb zur Tugend und Gottseligkeit mehr geleitet, und gegen die Sünden leichter verwahret werden: kann denn wohl ein Sakrament das andere Sakrament entehren? Kann eine heilige Sache einer andern heiligen Sache zuwider seyn? Könnte man das Gegentheil erweisen, so würde folgen, daß auch jeder Getaufte und Gefirmte sich aus eben diesen Gründen nicht verheurathen dürfte, und so würde dann die Welt bald zur Einöde werden. Einen Beweis, daß die Priesterwürde mit dem Ehestand ganz wohl bestehe, liefert uns die erste Kirche. Nicht nur die Apostel, sondern auch die mehresten Bischöfe und Priester der ersten christlichen Kirche waren verheirathet, ohne daß jemals die Christen den geringsten Anstoß daran genommen hätten, und ohne daß es einem unter ihnen eingefallen wäre, den Geistlichen die Ehe zu verbiethen, oder die Priester-
ehe

ehe zu tadeln. Ignatius der Märtyrer sagt in seinem Briefe ad Philadelp. ausdrücklich, daß alle Apostel, außer Paulus und Johannes, verheurathet gewesen sind. Man lese auch Socrat. lib. 1. histor. eccles. c. 2. Epiphan. advers. Hæres. 59. Fleury Histor. eccles. p. 1. Der heil. Cyprian war Bischof des dritten Jahrhunderts, und hatte sein Weib. Pontius Diacon. in ejus vita. Tertullianus, Felix und Novatus von Kartago waren Priester des nämlichen Jahrhunderts und zugleich beweibzt. Tertull. in lib. de exhort castit. ad Ux. S. Cypr. in Epist. 19. et 44. ad Cornel. Im 10ten und 11ten Jahrhundert war auch die Priestererehe in Deutschland noch ziemlich allgemein. Das lehrt uns der Erzbischof Willigis von Maynz, welcher für die Kirche zu Aschaffenburg ein Statut machte, daß Vater und Sohn nicht zugleich Canonici seyn sollten. Besonders aber erhellet dies aus der Kanonensammlung des Bischofs Burkard von Worms, worinn unter den Fragen, die an jene sollten gestellet werden, welche am Anfange der Fasten zur Buße giengen, auch folgende enthalten ist: *Hast du die Mess, das Gebeth, oder das Opfer eines verhehlchten Priesters (conjugati Presbyteri) verachtet, so, daß du ihm nicht beichten, oder den Leib und das Blut des Herrn von ihm empfangen wolltest, weil er scheint ein Sünder zu seyn? Wenn du es gethan, so thue ein Jahr*
Buß



Buss (m). Wie verschieden dachte Bischof Burkard von dem Papst Gregor VII, der allen verboth, der Mefs oder dem Gottesdienste eines verheuratheten Priesters beyzuwohnen; da hingegen Burkard demjenigen eine Buss auflegte, der es nicht that. Als nachhin eben dieser Gregorius VII. durch seine an die deutschen Bischöfe abgeschickten Dekrete von den verheuratheten Priestern forderte, dafs sie entweder ihre Weiber entlassen, oder abgesetzt werden sollten, so erregte diese Forderung ungemeyne Bewegung unter den deutschen Weltgeistlichen. „Gregorius wäre ein Ketzer,“ schrien sie, nach dem Zeugniß des Geschichtschreibers Lambert, „und ein Mann von unsinnigen Lehren, der die Worte Christi, dafs nicht alle dieses fassen, und jene des Apostels: dafs, wer sich nicht enthalten könne, heurathen solle, indem es besser sey, heurathen, als zu brennen ganz vergessen, durch gewaltsame Mittel die Menschen zwingen wollte, wie Engel zu leben, und da er den gewöhnlichen Lauf der Natur hemme, der Unlauterkeit und Hurerey den Zügel schiefsen lasse. Und wenn er auf seiner Meynung beharren werde, wollten sie lieber das Priesterthum, als die Weiber aufgeben; er könne alsdann zusehen, da ihm die Menschen ganz verächtlich wären, wo er Engel herbekäme,

(m) Schmidt Geschichte der Deutschen IV. Band.
IV. Buch. 13. Kap.

käme, um die christlichen Gemeinden durch sie zu regieren (n). Hier nur noch einen unumstößlichen Beweis aus den ersten Zeiten des Christenthumes für die Heiligkeit der Priesterehe. Im Jahre 325. wurde das berühmte ökumenische Concilium zu Nicäa gehalten. Es kam auf demselben der Vorschlag vor, den Cölibat der Geistlichkeit allgemein in der Kirche einzuführen. Der Vorschlag fand bey vielen Vätern Eingang. Allein Paphnutius, ein ägyptischer Bischof, widersezte sich diesem Vorhaben. Er selbst lebte im ehelosen Stande, war von hohem Alter und ein Märtyrer des Glaubens; dessen Gesicht und Hände die Narben der Geißel und Folter zierten, welche er um Jesu willen erlitten hatte. Er zeigte den versammelten Vätern, daß die wenigsten Geistlichen die Kräfte hätten, solches Joch zu tragen, und daß die Ehe keine Unreinigkeit sey. Wir wollen seine eigenen Worte hersetzen. „Es sey, sagte er, den geweihten Männern kein so schweres Joch aufzulegen: denn das Ehebett ist ehrwürdig, und die Ehe unbefleckt: es sey vielmehr dafür zu sorgen, daß man die Kirche aus einem übertriebenen Eifer für eine allzu ausgesuchte Lebensart nicht mit einer harten Last beschwere: indem weder alle Geistliche eine so scharfe Zucht aus-

(n) Ebendaf. V. Band, V. Buch, 14. Kap.

auszuhalten, noch alle ihre Weiber auf eine gleiche Art die Enthaltſamkeit zu beobachten, vermögend wären.“ Diese ſeine beherzte und zugleich bündige Gegenvorſtellung hatte bey den nizänischen Vätern Beyfall gefunden, und das Verbot der Prieſterehe unterblieb. Diefes melden Sozomenes hiſtor. Eccl. L. I. Socrates hiſtor. eccl. L. I. Suidas in vita Paphnutii, und Lupus in ſcholiis ad Canon. Concil. pag. 114. hat es beſtätiget. Braucht man noch mehr, um ſo ungegründete Vorausſetzungen, wie jene ſind: daß die Religion von ihren Dienern körperliche Reinigkeit fordere, und die Ehe verunreinige, umzuſtürzen? Der andere Vorwand Portalis, daß man die Prieſter, weil ihr Dienſt anhaltende Beſchäftigung und beſtändige Anſtrengung erheiſcht, der Laſt einer Familie überheben müſſe, iſt nicht minder ſeichte, als die vorigen. Wenn das vielleicht für die erſten Zeiten des Chriſtenthumes, wo es anfieng, wo es mit Mühe und groſſen Aufopferungen ausgebreitet, und gegen ungeheure Hinderniſſe unterſtützt werden mußte, wahr war, ſo kann man aber in unſern Zeiten eine ſolche Sprache nicht mehr führen, wo das Amt eines Prieſters ein ganz gewöhnliches, mit beſtimmten und gewiß nicht übertriebenen Pflichten verknüpftes Amt, ſo wie das Amt eines jeden andern Staatsbeamten, geworden iſt. Man hat bisher noch nicht wahrgenommen, daß die verehlichten Prediger der
Pro-

Protestanten weniger im Stande wären, ihren Berufsgeschäften nachzukommen, als unsere katholischen Priester. Die Geschichte hat uns auch niemals gesagt, daß die deutschen Priester, welche Gregor VII. zwang, ihre Weiber und Konkubinen zu verlassen, bessere und fleissigere Arbeiter im Weinberge des Herrn geworden wären. Es läßt sich gar nicht daran zweifeln, daß nicht auch unsere Priester im Ehestande rein und erbaulich leben, und an der Seite ihrer Gattinnen eben so viele Religionsfrüchte in ihren Gemeinen, wie die vortreflichsten protestantischen Prediger hervorbringen werden. Zum Beschluß will ich hier nur noch den katholischen Fürsten, denen das Wohl der Kirche und des Staates am Herzen liegt, den weisen Rath, welchen der groſse und ächt katholische Erasmus von Rotterdam im Jahre 1515. dem Senate von Basel gab, zur Beherzigung vorlegen: „Indoctis et indignis Sacerdotio, sagte er, si non possent aut nollent continere, permitterem, ut concubinam verterent in uxorem; sed deponerent sacerdotium et pro laicis haberentur. Qui bona fide suscepissent sacerdotium, et eruditione possent esse utiles ecclesiæ, alioquin probis et integris moribus, his concederem uxorem, nec adimerem sacerdotium.“ Möchten alle katholischen Fürsten diesen menschenfreundlichen Rath befolgen! Die Landesherren haben unstreitig das Recht, das Cölibat-



geboth, welches dem Staatszwecke schnurstraks widerstrebt, aufzuheben, oder zu erklären, daß es nie ein gültiges Gesetz, sondern nur ein widernatürlicher Zwang war, von welchem ihre Unterthanen befreyet seyn sollen. Sie bleiben dabey ganz in den Gränzen ihrer *weltlichen* Macht, weil der Gegenstand, von dem hier die Rede ist, ganz weltlich ist: denn was ist mehr weltlich, als Heurathen und Kinder erzeugen? Die weltlichen Regenten sind vollkommen berechtigt, allen Staatsbürgern, zu denen auch die Priester gehören, das Heurathen zu erlauben, und keine Gesellschaft zu dulden, bey denen eine dem Naturrechte und dem Staatszwecke widersprechende Verbindlichkeit eingegangen wird.

Was die Civilkleidung der Priester betrifft, so ist es wahrlich dummer Pharifäerstolz, wenn sich die Priester durch eine besondere Kleidung vor den Laien auszeichnen, und sich dadurch Ansehen und Achtung verschaffen wollen. Wir lesen nirgends in der Schrift, daß sich Christus und die Apostel durch eine besondere Kleidertracht vor ihren Glaubensgenossen ausgezeichnet hätten; aber wohl, daß Christus die Pharifäer wegen ihrer besondern Kleidung, wodurch sie sich vor den übrigen auszuzeichnen suchten, öfters derb ausgescholten habe. Nach Zeugniß des Thomafius, Alexander Na-
talis

talis, Tillemont, des Kardinals de Lambertinis
 hatte in den ersten fünf Jahrhunderten der Kir-
 che gar keine solche Auszeichnung statt, und
 die Priester giengen wie andere Bürger geklei-
 det einher. Als die Bischöffe von Vienne und
 Narbonne eine besondere Kleidung für die Prie-
 ster ihrer Diöcesen anordnen wollten, und Papst
 Cölestin von dieser Neuerung Nachricht erhielt,
 schrieb er im Jahr 428. an diese Bischöffe einen
 sehr nachdruckvollen Brief, in dem er unter
 andern sagte: „*Discernendi a cæteris sumus do-*
ctrina, non veste, mentis puritate, non cultu.“
 Auch im 8. Jahrhundert war noch kein Gebot
 von einer besondern Kleidung für die Priester
 bekannt. Auf einer zu Reifsbach in Niederbaiern
 unter Karl dem Großen im Jahr 799. gehaltenen
 Kirchenversammlung, wurde unter andern
 gebothen: „Dass sich jeder Priester nach dem
 eingeführten Landesgebrauch kleiden soll.“
 Ich muß daher über jene Bischöffe und Konfi-
 storien jedesmal mitleidig lachen, welche zur
 Reformation des niedern Klerus (denn der hö-
 here kehret sich an dergleichen Verordnungen
 ohnehin nicht) und der Kirchenzucht nichts
 Vernünftigers zu thun wissen, als dass sie stren-
 ge auf die schwarzen und wohl gar auf die
 abgeschmackten und lästigen langen Priesterrö-
 cke halten. Der wahre Priester wird sich ein-
 zig durch Rechtschaffenheit seines Wandels,
 und durch einen gesetzten Karakter Ansehen und



Achtung zu verschaffen trachten, und diese wird man ihm auch in seiner Landestracht zollen. Dem boshafte Priester wird auch sein schwarzer Rock weder Ansehen noch Achtung verschaffen, sondern ihm vielmehr Schande und Verachtung zuziehen.

Wenn nun durch das Christenthum nach dem Plane seines Stifters tugendhafte Menschen, gute und folgsame Bürger zum Besten der Staaten gebildet werden sollten, die dermaligen kirchlichen Anstalten und Gebräuche aber diesen Zweck zu befördern gar nicht taugen, sondern demselben vielmehr hinderlich sind, so können die Regenten deutscher Staaten von den Kirchenvorstehern allerdings mit allem Rechte fordern, daß sie hierinnen eine Aenderung und Reform vornehmen, das Zwecklose und Unbrauchbare ihrer alten Anstalten ausmerzen, das Bessere und Erbaulichere davon zwar beybehalten, aber dasselbe dem Zwecke der Religion und des Staates, und den Bedürfnissen der Zeit mehr anpassen, oder dieselben durch neuere tauglichere und zweckmäßigere Anstalten ersetzen; denn da die Vernunft unaufhaltbar mit den Zeitläufen fortschreitet, wodurch Ideen im Umlaufe gebracht werden, die sich mit dem alten Schlendrian des römischen Ritus gar nicht vertragen, so müssen auch die öffentlichen Kirchenanstalten zur Besserung und Vervollkommnung

nung des Menschengeschlechtes mit dem Geiste der Zeit fortschreiten, wenn sie für die Menschen erbaulich und anziehend, und für den Staat nützlich seyn sollen. So billig und gerecht aber diese Forderung des Staates seyn mag, so schwer wird sie in Erfüllung gebracht werden können, wenn die Regenten dieses wichtige Geschäft ganz allein den Kirchenvorstehern überlassen. Wer soll diese Reform vornehmen? Wer diesen bedenklichen Schritt zuerst wagen? Der Papst als Oberhaupt der Kirche, werden mir die Theologen antworten. Allein, ich irre nicht, wenn ich hier behaupte, daß für die deutsche Kirche von Rom schon gar keine Reformation und Verbesserung der Kirchenanstalten zu hoffen sey: denn einmal sind die Römer in der religiösen, wie in der wissenschaftlichen Aufklärung gegen uns Deutsche noch sehr weit zurück, und wenn sie auch jenen Grad der Aufklärung erreicht hätten, der uns Deutschen nunmehr die Unvollkommenheiten und Absurditäten ihrer uns aufgedrungenen Kirchenanstalten so fühlbar macht, so würde doch die römische Hofpolitik, und vorzüglich das Interesse die Päpste abhalten, einen so mächtigen Pfeiler ihrer alten Prätentionen, wie für sie besonders das Liturgiewesen ist, selbst einzureißen. Es hatten ja schon mehrere Koncilien die Nothwendigkeit einer gänzlichen Reform in Haupt und Gliedern eingesehen, und



von den Päpsten verlangt. Es wurde aber von Seite der letztern nichts unternommen, wodurch dieser Stein des Aergernisses hätte gehoben werden können. Alle Kardinäle hatten nach der Entsetzung der Päpste Gregor XII. und Benedikt XIII. öffentlich versprochen, dafs, wenn einer aus ihnen zum Papstthume erhoben würde, er das Concilium zu Pisa so lange fortsetzen wolle, bis die Reformation in Haupt und Gliedern zu Stande gebracht seyn würde. Die nämliche Sprache führte der neu erwählte Papst Alexander V. Aber was war das endliche Lied von allem diesem? Dafs immer fast alles beym Alten blieb. In spätern Zeiten ward das Concilium zu Trient, auf Andringen fast aller katholischen Fürsten in Europa, eigentlich darum zusammen berufen worden, Roms unausstehlichen und immer weiter um sich greifenden Anmassungen und gräulichen Mißbräuchen aller Art Gränzen zu setzen; die Geistlichkeit in Haupt und Gliedern zu reformiren; das wahre Verhältniß zwischen den geistlichen und weltlichen Rechten nach ächten Kanonen herzustellen; und auf solche Art ältern und neuern aufgehäuften Klagen aller christlichen Nationen, und dem bereits allenthalben daraus entstandenen Spaltungen abzuhelpen. Allein, was geschah? Da die italienischen von den Päpsten bezahlten und bestochenen Bischöffe den Bischöffen der deutschen und anderer Nationen

tionen an der Zahl weit überlegen waren, und die päpstliche Hofpolitik die Sache schon so angelegt hatte, daß man hier nicht, wie auf dem Concilium zu Konstanz und Basel nach den Nationen, sondern nach den Köpfen stimmte, so liefs sich ja leicht voraussehen, daß der römische Hof die Oberhand behalten; die so lange und so sehnlich gewünschte Verbesserung in Haupt und Gliedern abermal unerfüllt, und die angehäuften Klagen der deutschen und aller übrigen Nationen wie ehe und vormals unabgethan bleiben würden, und wirklich blieben. Es ist daher niemals zu erwarten, daß von Rom im Kirchenwesen eine Reformation unternommen werde: denn wenn die Päpste eine ernstliche und zweckmäßige Reform beginnen wollten, so müßten sie ja bey ihrer Kurie anfangen; und ist wohl zu erwarten, daß sie sich selbst das Messer an die Kehle setzen sollten?

So ist es also Pflicht für die deutschen Bischöffe, daß sie sich der deutschen Kirche annehmen, und sich dem Reformationsgeschäfte unterziehen, wird man sagen! Allein, von ihnen läßt sich eben so wenig erwarten, da sie vermög der hierarchischen Kette, an welcher sie nur einzelne Glieder vorstellen, gehindert sind, frey zu handeln, und nach ihren besten Einsichten zu reformiren. Und wenn schon

in unsern Tagen eben für sie der günstigste Zeitpunkt wäre, das Joch der ultramontanischen Oberherrschaft, die ihnen ihre freye Hände gefesselt hält, und den Umfang ihres Hirtenamtes so unrechtmässig einschränkt, abzuschütteln, und ihre ursprünglichen bischöflichen Rechte zu vindiciren, so haben doch die wenigsten den Muth, dieses zu thun, und würde auch ein solches Unternehmen eine ganz vergebliche Arbeit seyn, außer sie würden von ihren Landesfürsten auf das kräftigste unterstützt. Zu dem, wenn man bedenkt, dass unsere deutschen Bischöffe zugleich weltliche Fürstenthümer als Reichslehen besitzen, folglich ihr Herz zwischen den Sorgen für ihre Fürstenthümer, und ihren fürstlichen Vergnügungen immer getheilet seyn muss, und dass sie als weltliche Regenten zugleich den grössten Theil ihrer bischöflichen Pflichten entziehen, und für zeitliche Sorgen aufbewahren müssen, wie wird man bey diesen Umständen von ihnen verlangen können, dass sie an eine Reformation im Kirchenwesen denken? Aber bald, bald werden ihnen zum Besten der deutschen Kirche die weltlichen Erbfürsten befehlen, ihr Schwert in die Scheide zu stecken, ihre weltlichen Reiche an sie abzutreten, damit jeder aus ihnen mit besserm Rechte mit Christo sagen kann: Mein Reich ist nicht von dieser Welt.

Der niedere, in der Seelforge arbeitende Klerus, von dem die jüngern Priester bey dermaligen bessern Schulanstalten durch die schönen Wissenschaften eine feinere Bildung erhalten, und darinn eine gesunde Philosophie erlernt haben, in der sie zum Selbstdenken und Prüfen sind angewiesen worden, dieser fühlet freylich einen unaussprechlichen Eckel vor den antiphilosophischen Anstalten und Mißbräuchen der römischen Kurie, weil er aus Erfahrung weiß, wie sehr sie ihm bey Bildung guter Christen und Bürger hinderlich sind, u. wünscht sich daher sehnlichst eine gänzliche Reform derselben. Aber eigenmächtig darinn eine Abänderung vorzunehmen, wagt er sich nicht, und darf er sich nicht unterstehen, theils weil ihm ein tridentinischer Kanon die Hände gebunden hat, theils weil er die Intolleranz und den Verfolgungsgeist der bischöflichen Konsistorien kennt. Zum Beweis nur ein Paar Beyspiele aus unsern aufgeklärten Zeiten. In der herzoglich württembergischen katholischen Hofkapelle geschah einst die Austheilung des heil. Abendmahls nicht mit den lateinischen Worten: *Corpus Domini &c.* sondern deutsch: Der Leib unsers Herrn Jesu Christi bewahre deine Seele zum ewigen Leben. Auch die Anrede vor der Kommunion war sehr erbaulich, und die Gebethe vor und nach derselben wurden deutsch und am Altar gebethet. Dieses edle und erbauliche

liche Beyspiel ahmten gar bald auch einige einsichtvolle und eifrige Priester im speyerischen Bisthume nach. Rom schien es so strenge nicht zu nehmen, und zu fordern, daß bey Auspendung der Sakramente gerade jedes Wort lateinisch seyn müsse, weil es über die würtembergische Kirchenanstalt keine Ausstellung gemacht hatte. Kaum hatte aber das bischöfliche Konsistorium zu Bruchsal davon Nachricht erhalten, so hatte es durch eine am 3ten May 1796. erlassene Diöcesanverordnung diese wohlthätige und weise Abänderung der Abendmahls-Auspendungs-Formel nicht nur als eine der Zeit her in der Diöces beständig beobachteten *Einförmigkeit*, sondern auch als eine der Diöcesanverordnung vom 30. Jän. 1786. (vermög welcher die lateinischen Formeln sollten beybehalten werden) schnurstracks entgegengesetzte Anmaßung erklärt, die deutsche Auspendungsformel abgeschafft, und die Priester an die Beybehaltung des altrömischen Kirchenschlendrians angewiesen. Ein rechtschaffener Pfarrer in Baiern hatte unter den Lippertischen Inquisitionszeiten in seiner Pfarrkirche die gewiß zweckmäßige und erbauliche Anstalt getroffen, daß bey ausgezetem heiligsten Altarsakramente statt der geist- und zwecklosen lautanischen Litaney, die sonst abgebethet zu werden pflegte, die Litaney von diesem heiligsten Altarsakramente, nebst noch andern erbaulichen

lichen

lichen Gebethen am Altar vorgebethet wurde. Er wurde darüber nicht nur verketzert, verfolgt, und eingekerkert, sondern sogar von seiner Pfarre vertrieben. Welcher Priester sollte nun Lust haben, etwas neues, obgleich besseres eigenmächtig einzuführen? Er muß sich nur mit frommen Wünschen auf bessere Zeiten trösten.

Wenn nun weder von dem Papste, noch von den Bischöffen zu erwarten ist, daß sie die Mißbräuche abstellen, die zweckwidrigen und anstößigen Gebräuche abändern, und den Kirchenanstalten überhaupt eine dem Zweck der Religion und des Staates, und dem allgemeinen Menschenheil besser entsprechende Reform geben, wer soll sich nun der deutschen Kirche annehmen? Ich denke, die Antwort wäre bald fertig: Die deutschen Landesfürsten. Denn jeder Landesfürst ist berechtigt und verpflichtet, Aufsicht über das Aeufserliche der Religion, oder Kirchenzucht, oder über das Verhältniß des Unterrichtes und Gottesdienstes zu dem allgemeinen Wohl des Staates zu haben. Diese Befugniß ist ein wesentliches, ihm von Gott verliehenes und von dem Endzweck des obrigkeitlichen Amtes unzertrennliches Majestätsrecht, und kann ihm also nicht erst von der Kirche oder von dem Papste aufgetragen werden. Unter dem Majestätsrechte ver-
steht



steht man alle die Gewalt oder Vollmacht, ohne die das gemeine Beste gar nicht, oder nicht so gut besorgt werden kann. In der ersten Kirche hat man keinen andern, als diesen vernünftigen Grundsatz angenommen. Es würde zu weitläufig seyn, hier dieses zu beweisen, da es ohnehin schon die katholische Welt erkennt, und die gelehrtesten Männer in der katholischen Kirche es längst erwiesen haben. Hier nur einige Thatfachen zur Bestätigung des Gesagten. Diejenigen, welche nicht ganz Fremdlinge in der Kirchengeschichte sind, werden sich erinnern: daß das Ansehen der christlichen Kaiser auf den Concilien das größte und wichtigste war; daß Kaiser Konstantin in der donatistischen Streitigkeit Kommissarien zur Untersuchung gesetzt hatte; daß die christlichen Kaiser liturgische Verordnungen hatten ergehen lassen; daß die fränkischen Könige durch ihre *Missos* die Aufsicht über die Kirchenzucht eingerichtet und beobachtet hatten; daß Kaiser Karl der Große, (der in der Geschichte nicht darum allein Epoche macht, weil er das abendländische Kaiserthum gestiftet, sondern weil er um die Erziehung der Jugend durch Schulen und gute Lehrer, um die verfallene Kirchenzucht herzustellen, und der Religion wieder ihren ursprünglichen Glanz zu geben, der durch den Aberglauben, Mißbräuche und durch die Unwissenheit verdunkelt worden war, eine unermü-

ermüdete Sorgfalt angewendet hatte) sich immer als Gesetzgeber und Aufseher über die Klerisey und Kirchenzucht gezeigt hatte, wie solches unter andern seine Kapitularien beweisen. Unter andern hatte er befohlen: daß man keine verdächtigen und zweifelhaften Legenden, sondern die kanonischen Bücher, d. h. die heilige Schrift, und die Schriften der heiligen Väter in der Kirche vorlesen sollte; daß man keine neuen Heiligen, die nicht von der ganzen Kirche als solche anerkannt sind, verehren solle; daß man keine Herumstreicher und besonders die Nackten, mit Ketten und Eisen beladenen, die vorgeben, es sey ihnen zur Busse aufgelegt worden, dulden solle; indem es, wenn sie ein Hauptverbrechen begangen hätten, besser sey, daß sie an einem Orte bleiben, arbeiten und Busse thun; daß die Aebte von denen, die sie in die Klöster aufnehmen, nichts annehmen, unter der Korrektion der Bischöffe stehen, nicht ohne Einwilligung des Bischofs gewählt werden sollen u. s. w. (o). Karl der Grosse kannte seine Majestätsrechte zu wohl, darum liefs er es auch nicht zu, daß in dieselben fremde Eingriffe gemacht worden wären. Wenn Karls Nachfolger mit der Krone zugleich seinen Geist ererbt hätten, so würde man keinen Hil-

(o) Schmidts Geschichte der Deutschen. III. Band, 3. Buch, 15 Kap.

Hildebrand zu Rom gesehen, und keine päpstliche Monarchie in den kanonischen Rechten späterer Zeiten aufgezeichnet gelesen haben. Wenn es überdies entschieden ist, daß die Religion das erste und vorzüglichste Mittel zu Erziehung nützlicher und treuer Bürger sey, so liegt ja schon aus diesem Grunde den Landesfürsten ob, alle Anstalten der Kirche zu prüfen, und sie in zufälligen Dingen dem Staatszweck gemäß einzurichten: denn wenn edle und rechtschaffene Gefinnungen und Antriebe zu tugendhaften Handlungen unter den Bürgern nur durch einen aufgeklärten Religionsunterricht, und durch erbauliche und rührende Anstalten bey der öffentlichen Gottesverehrung verbreitet werden können; wenn der Staat seine Mitglieder und besonders die Jugend nicht besser zum gemeinschaftlichen Zweck der bürgerlichen Gesellschaft bilden und erziehen kann, als durch die Religion, so kann man sich die Kirche nicht als etwas vom Staate unabhängiges träumen, so muß dem Staate zustehen, zu untersuchen, welche Lehren ihm die Kirche zur Bildung der Bürger vorlegt; ob diese nicht mit der im Staate herrschenden Aufklärung in Widerspruch stehen; ob ihre äußern Anstalten zur Beförderung der Tugend und des Menschenwohls nicht mit zwecklosen oder gar anstößigen Nebendingen und Mißbräuchen überladen sind; ob die Religions- und Volkslehrer so gebildet und beschaffen

fen sind, wie sie das Wohl des Staates erheischt: so muß dem Staate das Recht zustehen, wenn der Religionsunterricht nicht zweckmäfsig ist, wenn die öffentlichen Kirchenanstalten und Gebräuche zur Bildung besserer Bürger nicht taugen, dagegen gehörige Mafsregeln zu ergreifen, damit diese Anstalten so abgeändert und eingerichtet werden, dafs durch sie der Zweck des Staates sicher erreicht werden kann. „Der Staat, sagt der französische Verfasser von der Kirchenmacht der Geistlichkeit und von der Gewalt des bürgerlichen Magistrates S. 411. hat das Recht zu beurtheilen, ob die Kirche nicht von ihrer wahren und ersten Lehrform abweiche; gesetzt auch, diese Abweichung käme von den Priestern selbst her; und S. 426. sagt er: Das Göttliche (der Religion) steht nicht unter der Aufsicht des Staates. Aber was die menschlichen und priesterlichen Zusätze betrifft, so müssen diese vom Landesherrn geprüft werden, ehe ihre Einführung erlaubt wird. Er kann sie verwerfen oder genehmigen; er kann auch bereits eingeführte verwerfen, wenn sie ohne sein Vorwissen eingeschlichen sind, oder wenn er sie zwar gutgeheissen, aber ohne sie und ihre Folgen im Grunde einzusehen.“ Wenn nun der Endzweck aller äufserlichen Religionsanstalten kein anderer ist, und kein anderer seyn kann, als Wahrheit und Tugend dadurch dem menschlichen Herzen fühlbar und wichtig zu machen,



die Sinnlichkeit selbst zum Vortheil der Religion und zur Erzeugung edler Gefinnungen und Handlungen auf eine geschmackvolle Art in Thätigkeit zu setzen, durch öffentliche Ceremonien und Gebethe zu belehren, zu erbauen und zu rühren, so kann dem Staate oder dem Landesfürsten keine kirchliche Anstalt und Einrichtung, wie sie immer Namen haben mag, gleichgültig seyn; so liegt ihm sehr daran, daß dabey alles ordentlich, zweckmäfsig und immer mit Beziehung auf die Bedürfnisse des Volkes vorgehe; so muß er Mängel, Unschicklichkeiten, Mißbräuche und anstößige religiöse Anstalten wieder aus dem Weg zu räumen; diese kirchlichen Anstalten nach dem Geiste des Zeitalters, nach dem Maasse der übrigen im Staate verbreiteten Kenntnisse, nach der besten geläutertsten Erziehungsmethode einzurichten und anzuordnen trachten, und dabey weder auf die Gemächlichkeit einiger Priester, denen nichts als das Alte behagt, noch auf das Murren einiger Finsterlinge, die nur die Schale für den Kern nehmen, und die Religion, wenn sie von zufälligen Menschenzusätzen gereinigt wird, in Gefahr zu seyn wähnen, achten; sondern auf das öffentliche allgemeine Wohl Rücksicht nehmen, und überall mit Muth und Würde vorschreiten, ohne jedoch die Gewissen der Bürger zu kränken, oder über den Glauben und jenen Theil der öffentlichen Gottesverehrung, der unmittel-

bar

bar auf den Glauben gegründet ist, herrschen zu wollen. Dieß sind die Resultate aus der gefunden Menschenvernunft über die Rechte der Landesfürsten in kirchlichen Dingen, die kein Bischof und kein Papst wird wegraisoniren können.

Man hat von jeher die Concilien für das beste und vorzüglichste Mittel angesehen, die Kirche vom Unkraut zu reinigen, Mißbräuche abzustellen, und dagegen zweckmäßige Anstalten anzuordnen, die Glaubens- und Sittenlehre in ihrer Reinheit zu erhalten, oder die verlohrene wieder herzustellen, und die Kirche in Haupt und Gliedern zu verbessern. Ich wünschte daher, daß auch die deutschen katholischen Landesfürsten, um allen Kollisionen, die jeder Fürst so gut, als möglich, zu vermeiden trachten soll, auszuweichen, dieses Mittel ergreifen, und um mit Klugheit und Vorsicht zu Werke zu gehen, sich des Rathes fachverständiger, einsichtvoller und aufgeklärter Kirchenvorsteher, und anderer so beschaffener Geistlichen und Gelehrten bedienen, und daher dieselben zum Besten der Religion und des Staates auf ein Concilium zusammenberufen möchten, damit alles nach dem wahren Geiste des Christenthumes unternommen und ausgeführt würde. Die Concilien sind in Deutschland so alt, als die christliche Religion selbst, indem schon Bischof Bonifacius auf



dieselben hauptsächlich seinen ganzen Entwurf von der Einrichtung der deutschen Kirche gegründet, und bey seiner Ankunft in Deutschland vor allen auf die Haltung jährlicher Concilien angetragen hatte. Da nun nach damaliger Sitte die deutsche Nation sich ohnehin alle Jahre im Frühling versammelte, der Bischöffe noch wenige und dazu meistens Ausländer waren, die man nicht gerne so wichtige Dinge bloß für sich unternehmen liefs, so glaubte der fränkische Herzog Karlmann nichts besseres thun zu können, als wenn er den Bonifacius mit seinen Bischöffen mit in die jährliche Versammlung aufnahme (p). Die vorzüglichsten Geschäfte und Angelegenheiten der deutschen Kirche wurden immer auf den Concilien vortragen und abgethan. Es hatten denselben nebst den Bischöffen und Geistlichen auch die Fürsten und Vornehmsten des Reiches beygewohnt, weil zugleich auch über Reichsachen berathschlaget wurde. Deswegen ist sich nicht zu verwundern, daß Karlmann als Hauptperson auf dem ersten deutschen Concilium erscheint, und in seinem Namen die gemachten geistlichen Verordnungen verkündiget worden sind, indem die Bischöffe in die Versammlung der Nation, und nicht die Nation oder ihre Repräsentanten in

(p) Schmidts Gesch. der Deutsch. II. Band. II. Buch.
12. Kap.

in die Versammlung der Bischöffe sind aufgenommen worden. Nach dem weisen Plane des Karlmanns sollten auf diesen Versammlungen beyde Mächte, die geistliche und weltliche, sich wechselweis mit Rath und That unterstützen, um desto besser ihren Zweck zu erreichen. Es waren auf solchen Nationalversammlungen fast allemal nicht allein die Bischöffe von einer Provinz, sondern von ganz Deutschland beyfammen, so, das man sie als National - Concilien ansehen kann, und da die Väter die Wichtigkeit solcher Concilien wohl kannten, so drangen sie sehr darauf, das öfters dergleichen gehalten werden sollten. In dem ersten deutschen Concilium, welches im J. 742. von Karlmann zusammen berufen, und unter dem Vorsitz des Bischofs Bonifacius gehalten wurde, heisst es im Anfange der Schlüsse: „Wir haben zugleich verordnet, das alle Jahre ein Concilium soll gehalten werden, damit in unser Gegenwart die Kirchengesetze und Rechte wieder hergestellet, und die christliche Religion verbessert werde u. s. w. (q). In spätern Zeiten mußte aber diese Verordnung und Veranstaltung wieder vergessen und gänzlich vernachlässiget, und die Concilien sehr selten geworden seyn, weil das Concilium von Kostnitz im J. 1417. wiederum sehr stark auf die öftere Zusammenbe-

E 3

rufung

(q) Ebendas.

rufung der Concilien drang, und in der 39ten Sitzung den allgemeinen Schluß abgefaßt hatte, daß hinfür mehrere allgemeine Concilien sollten gehalten werden, und zwar das erste nach Verlauf dieses (des Conciliums von Kostnitz) unmittelbar nach fünf Jahren, und nach Endigung desselben nach sieben Jahren ein anderes, alsdann aber von 10 zu 10 Jahren allemal eines (r). Nach der Idee des Conciliums von Basel sollte alle Jahre ein Diöcesan - alle drey Jahre ein Provincial - und alle zehn Jahre ein allgemeines Concilium veranstaltet werden; so, daß das Diöcesankoncilium dem Provincial-, und dieses dem allgemeinen Concilium in die Hände arbeitete (s). Man hatte diese Concilien für das tauglichste Mittel gehalten, die Kirche in Haupt und Gliedern zu reformiren, und weil ein Einziges dieses große Werk auszuführen nicht im Stande wäre, so sollten in Zukunft von 10 zu 10 Jahren ein allgemeines Concilium gehalten werden. Dies war der Wunsch nicht einzelner Theologen, sondern fast aller christlichen Nationen, und besonders lag er den Deutschen so sehr am Herzen, daß sie nicht eher die Neutralität ablegten, und dem Papste Eugen IV. den Gehorsam leisteten, als bis er die über die Gewalt und Haltung der Concilien zu Kost-

nitz

(r) Schmidts Gesch. der Deutschen. IV. Band. VII. Buch. 13. Kap.

(s) Ebendas. X. Band. VII. Buch. 45. Kap.

nitz und Basel gemachten Dekrete bestättiget, und versprochen hatte, nächstens ein neues allgemeines Koncilium in einer von der deutschen Nation vorgeschlagenen Stadt zusammen zu rufen (t). So feyerlich auch dieses Versprechen gethan ward, so blieb es doch unerfüllet. Den Päpsten waren ja die Koncilien immer ein Dorn in den Augen; sie setzten allemal Mißtrauen in dieselben, und begünstigten sie nur unter gewissen für sie vortheilhaften Bedingnissen, z. B. wenn sie in einer italienischen Stadt gehalten würden: denn die so oft wiederholte Formel von einer Reformation in Haupt und Gliedern war für die Päpste immer ein unausstehlicher Gefang; besonders hatten sie sichs von der Zeit des Basler Konciliums zur Hauptmaxime gemacht, die Koncilien nach allen Kräften zu hindern. Die Veranlassung zu diesem Entschlusse läßt sich leicht errathen: das Koncilium von Basel hatte nämlich die Dekrete der 4ten und 5ten Session des Kostnitzer Konciliums von der Gewalt der Koncilien über die Päpste erneuert, die höchste Gewalt in der Kirche den Koncilien beygelegt, hatte selbst den Papst Eugen IV. mehrmalen vor das Koncilium citirt, ihn suspendirt, und endlich gar abgesetzt (u). Man empfand also von Seite des römischen Hofes zu

E 4

sehr,

(t) Ebendas.

(u) Ebendas. IX. Band. VII. Buch. 17. Kap.



sehr, was ein Koncilium für Folgen für das päpstliche Ansehen und usurpirte Macht haben könnte, und trachtete daher, die Concilien nach Möglichkeit zu verhindern. Es ist bekannt, wie schwer es angienge, und welche Mühe es die katholischen Fürsten kostete, bis das Koncilium zu Trient zu Stande kam. Den neuesten Beweis liefert uns aber die Geschichte der französischen Kirche. Wir wissen, daß die französische Geistlichkeit sich im Junius des Jahrs 1801. zu Paris in ein Koncilium versammelt hatte, um die Glaubens- und Sittenlehre zu erläutern, die Mißbräuche in Glaubens- und Disciplinachen abzuschaffen, die für die Kirchenverwaltung erforderlichen Gesetze anzuordnen u. d. gl. Kaum hatte aber der römische Hof von diesem Unternehmen Nachricht erhalten, so wandte er alle seine mögliche Hofpolitik an, die Fortsetzung dieses Pariser-Konciliums zu verhindern, welches ihm auch glücklich gelang. Er wendete sich an den ersten Consul Buonaparte, suchte ihn durch Schmeicheln und Versprechen zu gewinnen, und nachdem er denselben sich sehr geneigt gemacht hatte, schloß er mit ihm ein eigenes Konkordat über die Angelegenheiten der gallicanischen Kirche ab, welches man der französischen Geistlichkeit und gesammten Nation aufdrang, und hiemit dem Koncilium von Paris ein Ende machte. Damit aber von Seite Roms auch für die Zukunft

kunft geforgt wäre, und der französischen Geistlichkeit alle Gelegenheit abgeschnitten würde, etwas in Kirchensachen ohne des Papstes Wissen und Wollen zu unternehmen, so wurde der Nation ein sogenannter päpstlicher Legate, oder besser gesagt, Spion aufgedrungen, der immer zu Paris residiren, und dem Papste von allem, was vorgehet, Bericht erstatten sollte.

So oft in den ältern Zeiten der Kirche Concilien gehalten wurden, so selten wurden sie in den spätern, indem schon seit dem Concilium von Trient, folglich über 200 Jahre kein allgemeines Concilium gehalten wurde. Statt die Angelegenheiten der Kirche vor ein Concilium zu bringen, wurden sie seit dieser Zeit nach dem Richterstuhl des noch immer seine höchste Macht und Infallibilität im Kirchenwesen behauptenden Rom gebracht, und da diktatorisch entschieden. Es ist aber gewiss, daß eben die Seltenheit der Concilien zum Mangel guter Sitten unter den Geistlichen sowohl als unter den Laien, zur Schwächung der Kirchenzucht, zur Entstehung des häufigen Aberglaubens, und zur Vermehrung der unzähligen Mißbräuche alles beygetragen habe. Schon der Bischof Bonifacius schrieb den erbärmlichen Zustand der fränkischen Kirche seiner Zeit unter andern auch dem Umstande zu: Daß in Franken schon seit mehr als 80 Jahren kein



Koncilium gehalten worden sey, und drang daher nachdrucksam auf die Wiederherstellung der Koncilien (w). Was Wunder also, wenn in Zeit von mehr als 200 Jahren, in der kein Koncilium mehr gehalten worden war, in die deutsche Kirche allerley abscheuliche Aberglauben, schändliche Mißbräuche und ein allgemeines Sittenverderbniss eingerissen hat! Sollte sich's nun nicht die deutsche Geistlichkeit vor allem angelegen seyn lassen, jezt nach hergestellter Ruhe und Frieden dahin zu trachten, daß ehestens ein deutsches National-Koncilium zusammen berufen würde? An ein allgemeines Koncilium ist bey jetzigen Zeitläufen ohnehin nicht zu denken, und es würde nach den einmal gefassten Maximen des päpstlichen Hofes ein solches auch schwerlich oder gar nicht zu Stande kommen, und wenn es auch wirklich zu Stande käme, solches der deutschen Nation und Kirche keine Vortheile verschaffen; indem die ultramontanische Hofpolitik sich unfehlbar darein mischen, und durch ihre Legaten, und die erkaufte italienischen Bischöflein beym Abstimmen das Uebergewicht über die andern Bischöffe zu erhalten suchen, und auf solche Art alles Gute, Nützliche und Zweckmäßige, was die deutsche Geistlichkeit für ihre Kirche zu verord-

(w) Schmidts Geschichte der Deutschen II. Band.
II. Buch. 12. Kap.

ordnen für gut und heilsam fände, hintertreiben und zernichten würde. Was liefs sich aber nicht von einem Koncilium erwarten, das nur aus aufgeklärten, Wahrheit und Religion liebenden deutschen Bischöffen, Priestern, Doktoren und andern Gelehrten zusammen berufen wäre, die alles mit deutscher Freymüthigkeit prüfen und überlegen, und im Reden und Beschlüssen, unabhängig von Rom, eine gänzliche Freyheit hätten, könnte sich die deutsche Kirche von so einem Koncilium nicht ungleich mehr als von einem Universal-Koncilium versprechen? Also ein deutsches National-Koncilium, dieß ist der Wunsch von mehr als tausend erleuchteten und tugendhaften katholischen Geistlichen in Deutschland, die nach einer Kirchenreform seufzen, ist höchstes Bedürfnis für die deutsche Kirche.

Das Recht, Koncilien zusammen zu berufen, gehört keineswegs zu den wesentlichen Rechten des päpstlichen Primats. Die Geschichte zeigt es, daß die ersten allgemeinen Koncilien sowohl als andere von den Kaisern und Fürsten, auch ohne allem vorläufigem Konsense der Päpste, zusammen berufen worden sind. Sie hatten auch solcher vorläufigen päpstlichen Einwilligung gar nicht nöthig: denn das Recht, Koncilien zusammen zu berufen, gehört unstreitig unter die Majestätsrechte der Fürsten, die

es auch ohne Widerspruch ausgeübt hatten. Das erste deutsche Koncilium wurde von dem fränkischen Herzog Karlmann selbst zusammen berufen, wie man es aus dem Eingang zu den Schlüssen desselben deutlich abnehmen kann. „Ich Karlmann Herzog und Fürst der Franken, heisst es allda, hab im Jahr nach Christi Geburt 742. am ersten Tag May mit Rath der Knechte Gottes und der Vornehmsten meines Reichs die Bischöffe, die in meinem Reiche sind, mit den Priestern zu einem Koncilium versammelt, damit sie mir mit Rath in die Hände giengen, wie das Gesetz Gottes und die guten Sitten der Geistlichen wieder mögen hergestellet werden u. s. w.“ (x). Es wurden auch die geistlichen Beschlüsse desselben in des Karlmanns Namen verkündiget. Im 9ten Jahrhundert hatten die deutschen Kaiser und Fürsten ihr Recht, die Koncilien zusammen zu berufen, uneingeschränkt ausgeübt, und es wurden ihnen auch die auf denselben gemachten Beschlüsse zur Bestättigung vorgelegt, wovon das erste Kapitulare vom J. 813. eine unverwerfliche Probe liefert, welches folgende Aufschrift hat: *Capitula XXVIII. de confirmatione constitutionum, quas episcopi in synodis auctoritate regia nuper habitis constituerunt* (y). Auf dem Koncilium zu Frankfurt redete

(x) Schmidts Geschichte der Deutschen. II. Band.
II. Buch. 12. Kap.

(y) Ebendas. III. Bd. III. Buch. 15. Kap. Nota (b).

redete Heinrich II. die Bischöffe mit folgenden Worten an: „Ihr Herren und Väter, die ihr von meiner Wenigkeit berufen, dahier zusammen gekommen seyd u. s. f. (z). Kaiser Otto I. berief im J. 952. die Bischöffe zu einem Reichstag und zugleich Koncilium nach Augsburg, wohnte den Berathschlagungen selbst bey, und bestätigte die Synodalschlüsse, da er versprach, die Vollziehung derselben zu besorgen (a). Im 11ten Jahrhundert beriefen die Kaiser die Koncilien, ohne daß ein Geschichtschreiber nur das geringste meldet, daß man es als etwas Widerrechtliches angesehen hätte (b). Zu selben Zeiten waren Fürsten und Bischöffe nicht eifersüchtig auf einander; man rechnete einander nicht nach, wer sich etwa zu viel heraus nehmen möchte, sondern man suchte das gemeine Beste des Staats und der Kirche so viel man konnte. Im 15ten Jahrhundert behaupteten die berühmtesten französischen Theologen, dem Kaiser käme nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht zu, ein allgemeines Koncilium zu berufen (c). Diese, nebst den schon oben angeführten Beweisen von der Macht der Fürsten über die Kirche und Kirchendisziplin werden hinreichen, jeden Zweifler zu überzeugen, daß deutsche Für-

(z) Ebendas. IV. Band. IV. Buch. 16. Kap.

(a) Ebendas. wie oben.

(b) Ebendas. V. Band. V. Buch. 15. Kap.

(c) Ebendas. X. Band. VII. Buch. 46. Kap.



Fürsten das unumschränkte Recht haben, ein deutsches National-Koncilium zusammen zu berufen, ohne die Einwilligung dazu von Rom zu erholen, und dafs es besonders in gegenwärtigen Zeiten, wo weder die Päpste, noch die Bischöffe sich der gekränkten Religion annehmen und den Mißbräuchen nicht steuern wollen, sogar höchste Pflicht für sie sey, sich dieses Rechtes zu bedienen, und gemäß des Wunsches der deutschen Geistlichkeit und des Bedürfnisses des Staates, so bald nur möglich, ein Nationalkoncilium in einer deutschen Hauptstadt zusammen zu berufen.

Die Bedenklichkeiten wegen der Zusammenberufung eines deutschen National-Konciliums, dünkte ich, wären nun gehoben. Es läßt sich aber leicht vorsehen, dafs, wenn ein solches wirklich zusammen berufen wird, auf die Nachricht davon der römische Hof allen seinen Kräften aufbiethen wird, das Koncilium zu verhindern: er wird die deutschen Fürsten durch Kriechen, Schmeicheln, Bitten und Versprechen zu gewinnen trachten, und an die deutschen Bischöffe öffentliche oder geheime Bullen ergehen lassen, und sie unter Ermahnungen und Versprechen, und wenn diese nichts fruchten, endlich durch Drohungen von ihrem Vorhaben abzuhalten suchen. Aber Fürsten, die ihre Majestätsrechte, ihr Schutz- und Schirmrecht

recht der Kirche zu behaupten wissen, Bischöffe, die ihre bischöflichen Rechte kennen, werden diese Drohungen nicht achten, und sich von seinen Versprechen, die er sicher, wie es noch allemal geschehen ist, nicht halten wird, nicht gängeln lassen, und dem römischen Hof allen Einfluß auf ein deutsches Concilium gänzlich abschneiden: denn der Bischof von Rom hat außer seinem Kirchensprengel, und als Patriarch außer den suburbikanischen Provinzen kein Recht, sich in fremde Kirchenangelegenheiten zu mischen; nur jene Befugnisse kommen ihm auswärts zu, welche zu Erhaltung der Einigkeit in Glaubenssachen in der katholischen Kirche unumgänglich nothwendig sind; außer dessen kann er sich vermög seines Primates weder eines Rechtes über andere Kirchen, und am wenigsten einer Infallibilität in Entscheidung über ihre Kirchendisziplinsachen anmassen, welches mir wohl jeder Theolog und Kanonist gerne zugestehen wird. Man weiß es ja, daß die römischen Bischöffe ihre Hoheit und Macht widerrechtlich so sehr weit übertrieben haben, daß der Menschenverstand alle von ihnen ausgeübten Gewaltthätigkeiten, und usurpirten Rechte kaum glauben würde, wenn er sie nicht in den bewährtesten historischen Urkunden aufgezeichnet läse. Es ist zwar das erste natürlichste Bedürfnis einer jeden wohlgeordneten Gesellschaft, daß sie einen Vorsteher habe, der
in

in der Versammlung das Wort führt, die Gesetze erklärt, die entstandenen Streitigkeiten beyzulegen sucht, seinen Mitgliedern mit Rath in die Hand gehet, bey sich ereignenden Fällen ein gültiges Urtheil spricht, für das Wohl der Gemeine sorgt und wachet u. s. w. Diese waren auch die Beschäftigungen und Rechte aller Vorsteher der ersten christlichen Gemeinen, der Bischöffe. Jeder besorgte, ohne von einem andern abzuhängen, die Angelegenheiten seines Kirchensprengels; und sie ließen es damals noch gar nicht zu, daß einer aus ihnen über den andern gesetzt wäre und eine Jurisdiktion ausübte. Ein Grundsatz, den Cyprian so gründlich als weitläufig behauptet hatte, als er wegen der Wiedertaufe der Ketzler mit dem römischen Bischof Stephan in Streit gerathen war. Weil aber zu einer Zeit Rom die Hauptstadt der ganzen Welt war, begreift man zugleich, den einseitigen Grund, warum auch der Bischof von Rom in der kirchlichen Aristokratie den Vorrang hatte. Mit diesem nicht zufrieden, erweiterte er immer sein Ansehen und seine Macht, bis endlich die päpstliche Monarchie eingeführt, und die übrigen Bischöffe fast aller ihrer ursprünglichen Rechte in Kirchensachen beraubt waren. Diese beurkundeten Thatfachen sollten ja schon die deutschen Fürsten und Bischöffe auf die Bewegungen des römischen Bischoffes bey Gelegenheit eines Nationalkonciliums

thums aufmerksam machen, um die deutsche Kirche gegen seine widerrechtlichen Eingriffe und Anmassungen sicher zu stellen. Hell sehender als alle übrigen katholischen Nationen waren von jeher die Franzosen. Es ist bekannt, daß Ludwig XIV. von seinen Bischöffen und der Geistlichkeit jene berühmte Erklärung (*Declaratio Cleri gallicani*) forderte, vermög welcher sie *der Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes, und der Behauptung, „daß die Monarchen von der Kirche und ihrem Oberhaupte abhängig wären,“* feyerlich entsagten; dieser Lehren, womit die Ruhe des Staates und die Sicherheit des Thrones nicht vereinbar schien. In Glaubenssachen hielt sich zwar die gallicanische Kirche an den römischen Stuhl. Die Disciplinarsachen hingegen, Kirchengebräuche u. d. gl. ordnete jeder Bischof in seinem Kirchensprengel nach seinem Gutdünken an; daher die gallikanischen Kirchen ganz andere Missalien, Ritualien, Breviarien haben, die vom römischen Zuschnitte gänzlich abweichen. Wenn Zweifel darüber vorfielen, so wurden sie in den Provincial- oder National-Koncilien entschieden. Die französischen Gelehrten eiferten immer für die Vorrechte ihrer Nation und ihrer Klerisey; nie konnten sie sich angewöhnen, blinde Nachbether und Verehrer der römischen Machtsprüche zu seyn. Es gab unter ihnen zu allen Zeiten große Männer, die mit Muth und Gelehrsamkeit aus-

ge üftet, die Wahrheit laut vertheidigten, und den päpstlichen Eingriffen in die gallikanische Kirche grossen Widerstand thaten. Ich kann es daher gar nicht begreifen, wie die dermaligen französischen Bischöffe und Priester, geschworne und ungeschworne, vor der römischen Hofpolitik so kriechen, ein rechtmässig zusammen berufenes Koncilium sobald wieder aufheben, und in ein mit dem ersten Konful abgeschlossenes päpstliches Konkordat, das ihre Rechte und die Freyheit ihrer Kirche so beschränket, so unbedingt einwilligen konnten. Die gutmüthige erkatholische deutsche Nation blieb aber von jeher Sklavin der päpstlichen Kurie, und eifrige Verehrerin der falschen Dekretalien eines Isidors, durch welche die päpstliche Gerichtsbarkeit unermässlich erweitert, die der Bischöffe hingegen in dem Maasse verkleinert, und die National - Kirchen von ihren rechtmässigen Oberhirten unabhängig gemacht wurden. Deutsche! es ist einmal Zeit, dass ihr die Binde von euern Augen ableget, und ein Joch abschüttelt, das euch die römische Staatsklugheit und päpstliche Herrschsucht auf den Nacken geworfen hat; dass eure Bischöffe ihre ursprüngliche Rechte über ihre Kirchen von dem römischen Usurpator wieder zurückfordern, und dass ihr eurer Nation und Kirche die natürliche und evangelische Freyheit wieder einräumet. Ein deutsches National - Koncilium

lium wird dieß zu leisten im Stande seyn, wenn unter dem Schutz und Schirme eurer Landesfürsten aller ultramontanischer Einfluß mit Klugheit und Starkmuth davon entfernet wird.

Um aber diesen Zweck desto ficherer zu erreichen, ist vor allem nöthig, daß keinem päpstlichen Legaten der Zutritt an den Hof eines deutschen Fürsten, und noch weniger zum Koncilium gestattet werde. Ein solcher sich eingedrungenener Legat würde für die Rechte und die Freyheit der deutschen Kirche eine sehr nachtheilige Rolle spielen, würde alles, was die deutschen Fürsten zum Besten der Religion und ihrer Staaten, und die Väter des Konciliums in Kirchendisziplinsachen beschließen würden, mit der Waage der römischen Hofpolitik abwiegen, und allen dem, was dem Interesse Roms zuwider wäre, mit Trotz widersprechen, die Freyheit im Prüfen und Entscheiden über die strittigen Gegenstände, und in den Abstimmungen der Väter beschränken, auf solche Art nur Uneinigkeit und Verwirrung stiften und es endlich dahin bringen, wie es noch immer geschah, daß gar nichts ausgemacht und entschieden würde, sondern alles wieder beym Alten blieb. Man hat ja seit zweyhundert Jahren alles erschöpft, was zur Aufklärung der wahren und ursprünglichen Kirchenverfassung, der allmählig angewachsenen päpstlichen Macht zu



sagen nöthig war; liefs sich aber wohl die römische Kurie je zu redlichen Unterhandlungen mit den bedruckten und klagführenden Kirchen ein? Suchte sie nicht vielmehr durch allerley geheime oder öffentliche Schleichwege, wie erst jüngst in Frankreich, ihre alten Prätenttionen zu bestättigen und zu verewigen, als dem Gefühl von Wahrheit und Nothwendigkeit nachzugeben? Da wir so viele offenbare *Spuren von römischer Unredlichkeit* vor unsern Augen haben, so muß uns ja auch die Redlichkeit der päpstlichen Legaten verdächtig seyn. Also nur keinen päpstlichen Legaten, Nuntium, oder wie dergleichen römische Ambassadeurs immer heissen mögen, und — auch keine Bestättigung von Rom der in dem Koncilium verfassten Kanonen. Zu was diese? Einmal hat sich Rom in die Angelegenheiten einer fremden Kirche, wenn es Disciplinarsachen betrifft, gar nicht zu mischen: dann hat der Ausspruch des Papstes nicht mehr Gewicht und Infallibilität, als jener eines jeden andern Theologen, Gelehrten und Kirchenvaters. Ein Papst kann so gut irren, als ein anderer Mensch, und die katholische Kirche hat nirgends und niemals gelehrt, daß ein Papst, ohne die allgemeine Kirche, untrüglich oder unfehlbar sey. Nur Bettelmönche und Jesuiten hatten die Frage in ihren Schulen aufgeworfen: Ob der Papst unfehlbar sey? doch hatten viele aus ihnen, und besonders die letztern, nach der

Auf-

Auflösung ihrer Societät , die gänzliche Fehlbarkeit der Päpste in ihren Schulen behauptet. Zudem hat man ja aus mehrern Urkunden, die ich oben aus Schmidts Geschichte der Deutschen angeführt hab, deutlich ersehen, daß, wie die deutschen Concilien von den deutschen Kaisern und Fürsten zusammenberufen, so auch eben denselben die Schlüsse der Concilien zur Verbesserung und Genehmigung sind vorgelegt und von ihnen auch bestättiget sind worden, ohne daß man nöthig hatte, nachhin noch eine Bestättigung derselben von Rom zu erholen.

Da es nun bey einem Concilium hauptsächlich darauf ankömmt, daß in demselben alles genau erwogen und geprüft werde, was immer eine Abänderung, Verbesserung, oder gänzliche Umschmelzung erheischen mag, um alle Mißbräuche abzustellen und allen Beschwerden und Klagen gründlich abzuhelpen; die Landesfürsten, unsere Bischöffe und ihre Rätthe aber von allem diesem keine detaillirte Kenntniss haben mögen, sollten sie, wenn ihnen die Wahrheit und das Wohl der Religion ernstlich am Herzen liegt, alle gelehrten Männer und Schriftsteller von Deutschland auffodern und ermuntern, daß sie durch ihre Gedanken, Aufklärungen, Bemerkungen und Vorschläge den versammelten Vätern freundschaftlich zu Hilfe kommen, und dieselben nach ihrem besten Wissen und Gewissen mit ihrem



ihrem Rathe unterstützen möchten. Diese Bemühungen der Gelehrten werden den Vätern des Conciliums ungemein groſſe und wichtige Vortheile bringen. Um ſich von dieſer Wahrheit zu überzeugen, leſe man nur die Akten des Koſtnitzer Conciliums nach der Ausgabe des van der Hardt. „Man wird finden, ſagt Herr Werkmeiſter (d), daſſ Privatſchriftſteller den ſchlummernden Geiſt der Biſchöffe aufwecken, ihnen die damalige Erniedrigung und Verunſtaltung der Kirche mit aller Mühe begreiflich machen, ſie auf ihre biſchöfliche und päpſtliche Korruption aufmerkſam machen, ſie von tauſend nicht genug beherzigten oder eingesehenen Mißbräuchen der Kirche überzeugen, und endlich zu einem wahren und lautern Entſchluſſ, etwas an der Reformation der Kirche in Haupt und Gliedern mitzuarbeiten, anſpornen muſten. In dem Concilium zu Trient, fährt derſelbe fort, wo die wenigſten Biſchöffe Linguiſten, Theologen und Kanoniſten waren, thaten nicht dieſe Biſchöffe, ſondern Privatgelehrte das Meiſte von dem, was dort Gutes gethan wurde. Man darf nur den Pallavicini, oder den freylich etwas unorthodoxen Sarpi hierüber zu Rath ziehen.“ Aus eben dieſer Urſache wünſche ich auch, daſſ nach dem Beyſpiel des Baſler Conciliums (e),
nebt

(d) Beyträge zur Verbeſ. der kath. Liturg. S. 100.

(e) Schmidt Geſch. der Deutſchen. X. Band. VII. Buch. 47. Kap.

nebst den Bischöffen, auch andern Theologen und Doktoren, die nicht Bischöffe sind, Sitz und Stimme eingeräumt werden möchte; da ja überhaupt jedem Kirchengliede von Religionswegen das Recht gebührt, über alle Gegenstände der Lehre und vorzüglich über die öffentlichen Erbauungsanstalten und Kirchenverfassung seine Meynung vorzutragen, und es Pflicht für die Bischöffe ist, das, was einer von der Gemeinde zum Besten des Religionswesens spricht, mit Dank und Aufmerksamkeit anzuhören, und einer fernern bescheidenen Prüfung zu würdigen.

Es läßt sich leicht voraussehen, daß nicht alles, was im Kirchenwesen zu ändern und zu verbessern ist, durch ein einziges Concilium werde geschehen können. Zudem wäre es auch schon gar nicht rathsam, alle Reformati-
onsanstalten auf einmal zur Vollkommenheit bringen zu wollen; es ist genug, wenn die Väter nur vorläufig die Maafsregeln angeben, nach welchen diese oder jene Reform nach und nach, stufenweise, ohne Aufsehen, Unruhe und Volkszwang unternommen werden möge; denn Reformen, und besonders in Religions-
sachen lassen sich nicht übereilen, und am wenigsten leiden sie Zwang. Hierinn müssen sich die Väter des Conciliums das Verfahren unseres göttlichen Religionsstifters selbst zum Mu-
ster wählen. Die Absicht seiner himmlischen



Sendung war, zu rechter Zeit den jüdischen Opfer- und Ceremoniendienst aufzuheben, und eine reine Religion, in welcher Gott als ein Geist von den Menschen im Geiste und in der Wahrheit angebethet werden soll, herzustellen. Aber mit welcher nachahmungswürdigen Weisheit ehrte er selbst diese unvollkommene Art der jüdischen öffentlichen Gottesverehrung? Mit welcher kluger Schonung gieng er zu Werke? Er stürzte den jüdischen Aberglauben, und die levitische Liturgie nicht auf einmal, sondern langsam und theilweise um; er verbreitete zuerst bessere Kenntnisse und Begriffe von Gott und Gottesverehrung, um sich so durch den Verstand den Weg zum Herzen seiner Zuhörer und Schüler zu bahnen. Erst zu den Zeiten der Apostel und ihrer Nachfolger konnte die Reformation sichtbar und ausgebreiteter werden, so, daß ohne jüdische Gebräuche die wahre Verehrung des Allvaters eine öffentliche Sache wurde. Diesen Weg müssen auch die Väter eines National-Konciliums und alle Reformatoren unserer Zeit betreten; sie müssen Vernunft mit Klugheit und Schonung vereinigen, um nicht alles auf einmal in Verwirrung zu bringen, und anstatt aufzubauen, nur zu zerstören; sie müssen sich beym Reformiren nicht übereilen, ehevor durch gründliche Belehrung bessere Kenntnisse vom Wesentlichen und Zufälligen in der Religion unter dem Volke

ke verbreiten lassen, um dasselbe auf die vorzunehmende Reform dadurch vorzubereiten; sie müssen sachte zu Werke gehen, indem die Krankheit zu sehr eingewurzelt, und nicht einfach, sondern verschieden ist, und nur Schritt vor Schritt vorschreiten, damit man nicht alles untereinander werfe, und da man alles zugleich reformiren will, man nicht alles auf einmal zerstöre. In diesem Stücke hatte es der in der religiösen Aufklärung und für die nöthige Kirchenreform so thätige Reformator Kaiser Joseph II. (dessen Verordnungen und Reformen denjenigen mit Recht an die Seite gesetzt zu werden verdienen, die jemals von eifrigen Kirchenvorstehern und Concilien entworfen und eingeführt worden sind) versehen, daß er ohne alle Vorbereitung seines Volkes zu Werke gieng, und daß er, indem er die schönen Früchte seiner wohlthätigen Reformation noch in seiner Lebenszeit genießen wollte, zu viel auf einmal unternahm. In dem, daß er gegen die päpstliche Anmassungen und Prätentionen mit deutschem Fürstenmuthe kämpfte, und sich durch sie in seinen Unternehmungen nicht stören ließ, hat es ihm noch kein deutscher Fürst nachgethan. Der jetzige Kurfürst aus Baiern, Maximilian Joseph IV. scheint in diesem Stücke Kaiser Josephs II. seine Unternehmungen, aber auch seine Fehler nachzuahmen, indem er im Kirchenreformationswesen eben so rasch, ohne



vorausgegangene Aufklärung und Vorbereitung seines Volkes, und vielleicht auch in manchen Dingen zu unüberlegt zu Werke geht, daher seine nützlichen Reformen jene wohlthätige Wirkung nicht äussern, die sie bey andern Maassregeln äussern könnten. Wenn ich aber verlange, dass die Väter eines deutschen Conciliums ihre Reformen behutsam und fachte angreifen sollen, so will ich dadurch keineswegs sagen, dass man, wie es leider! auf dem berichtigten Concilium zu Trient geschah, mit dem Reformiren gar zu sehr zögern soll, indem die deutsche Kirche eine schleunnige Abhilfe bedarf. Was aus dem bisher Gesagten noch ganz natürlich folgt, ist, dass nämlich, weil ein einziges Concilium die ganze Reformation nicht zu Stande bringen kann und darf, öfters dergleichen Concilien gehalten werden sollen und müssen, wenn man mit wahrem Ernste und Religionseifer alle Kirchen-Angelegenheiten in Ordnung bringen, und die Religion von dem ultramontanischen Wuste gänzlich säubern will.

Sollte sich nun einst für die deutsche Kirche jener glückliche Zeitpunkt ereignen, dass auf Veranstaltung deutscher Fürsten ein Nationalconcilium oder wenigstens in mancher deutschen Provinz ein Provincialconcilium wirklich zu Stande käme, so wird vor allen nöthig seyn, das christliche Volk auf diese wichtige Er-

Ereigniß von den Kanzeln sowohl als im Privatunterrichte gehörig vorzubereiten, es zu belehren, was ein Concilium oder Kirchenversammlung sagen wolle; warum der Landesfürst seine Bischöffe und Priester versammelt habe; daß diese im Namen Christi und seiner Kirche sich versammelt haben; daß die Schlüsse dieses Conciliums als Ausprüche der Kirche von den Gläubigen angenommen werden müssen u. d. gl. Denn da das katholische Volk aller Orten, und zu allen Zeiten gegen jede Reform mißtrauisch, und jeder Neuerung besonders in Kirchensachen sehr abgeneigt ist, und glaubt, daß bey jeder Abänderung oder Unterlassung einer noch so willkührlichen und zufälligen Kirchenanstalt (die Abänderung mag vom Papste, vom Bischofe, oder von einem Concilium getroffen worden seyn) sogleich der ganze Glauben in Gefahr wäre, und, wie es sich seiner Unwissenheit und Dummheit gemäß auszudrücken pflegt, *lutherisch* zu werden wähnet, und alsbald zu widersprechen, zu murren, und zu lärmern beginnet, sobald man ihm nur das Geringste von dem alt hergebrachten, und durch Gewohnheit authorisirten Kirchenschlendrian benimmt, oder nur abändert, wenn gleich das Abgeänderte hundertmal besser ist, so wird Jedermann die Nothwendigkeit einer klugen Vorbereitung des Volkes auf das Concilium und dessen Unternehmungen leicht einsehen. Seine
Ein-



Einbildungskraft muß ehevor durch Vernunft-Schlüsse bezähmt, und sein Starrsinn, womit es seinen alten Gebräuchen und Sitten anhängt, durch deutliche Begriffe gebrochen werden. Nicht minder nothwendig wird eine solche Vorbereitung und Belehrung des Volkes auf jede einzelne Reform in den neuen Kirchenanstalten seyn, welche vermög der Schlüsse des Conciliums unternommen werden soll, damit es das Unschickliche, Zweckwidrige der alten Anstalten, und das Gute, Zweckmäßige und Erbau-liche der neuen Einrichtungen desto besser kennen lerne, und für dieselben desto eher gewonnen werden möge. Um aber dem christlichen Volke für das Concilium und seine Dekrete noch mehr Achtung und Ehrfurcht einzuflößen, wäre zu wünschen, daß jeder Bischof in allen Kirchen seiner Diöces ein zwar kurzes, aber inhaltvolles, und mit rührenden Ausdrücken auf diese Gelegenheit eigens verfaßtes Gebeth täglich, so lange das Concilium dauert, von einem Priester nach dem Gottesdienste, deutlich und langsam laut vorbetheu und von dem Volke dasselbe nachsprechen ließe, damit es dadurch auf die Verhandlungen des Conciliums, und auf die künftigen Veränderungen im Kirchenwesen desto aufmerkfamer, und zu Befolgung dessen, was das Concilium zum Besten der Religion und des christglaubigen Volkes beschließen wird, desto williger und geneigter gemacht würde. Es

Es werden freylich einige vorgebliche Orthodoxen, römische Püeklinge und Zeloten sich Mühe geben, die Fürsten zu bereden, die katholische Religion sey noch lange nicht in so großer Gefahr, als ich vorgebe, die Kirche Christi könne nie überwältiget werden, weil ihr Christus eine ewige Dauer und eine Festigkeit verheissen habe, gegen welche die Pforten der Hölle selbst nichts vermögen werden. Wahr ist es, und ich bin davon so gut wie jeder anderer Katholik überzeugt, daß die Kirche Christi (d. h. seine Lehre, seine Sittenvorschriften und andere Anstalten zur Besserung, Vervollkommnung und Heiligung der Menschen, die entweder von ihm selbst, oder von seinen Aposteln herrühren) nie erschüttert werden könne. Wenn aber die jetzige katholische Kirche durch ihre Gebräuche und Ceremonien, durch welche, wie sich Portalis schön ausdrückt, die Religion zu den Augen der Gläubigen redet, und ihnen das Unsichtbare und Abstrakte derselben anschaulich und verständlich macht, zu den Christen ganz eine andere Sprache redet, als Jesus und seine Apostel geredet haben; wenn ihre Ceremonien, Gebräuche und Andachten mit der Lehre Jesu und seiner Apostel nicht harmoniren; wenn dieselben anstatt unsern Geist zu Gott zu führen, denselben vielmehr von ihm entfernen, wenn dieselben anstatt unsere Besserung und Heiligung zu bewirken, uns vielmehr schlim-

mer

mer und boshafter machen; ist da die Religion und Kirche nicht in Gefahr eines nahen Unterganges? Haben wir bey dem dermaligen Unglauben, Aberglauben und allgemeinen Sittenverderbniss, zu dem unsere abergläubischen Gebräuche, unsere unzweckmässigen, und manchmal sogar anstössigen Kirchenanstalten, unsere geistlosen Andachten das Ihrige treulich beygetragen, haben wir nicht zu befürchten, daß Gott, um unsern Undank zu bestrafen, an uns den Ausspruch Jesu Matth, 21, 43. erfüllen, und von uns das Licht der Religion hinwegnehmen, und dasselbe andern Völkern leuchten lassen möchte, welche erkenntlicher und getreuer seyn werden? Doch ich lasse statt meiner den mir unbekannten Verfasser des Aufrufes an die katholischen Fürsten und Bischöffe reden, aus dessen Werke ich nur einige Stellen anführen will. „Unser Zeitalter, sind seine Worte, drohet mit grossen Aenderungen in der Religion; dieß liegt vor Augen. Den Rath des römischen Hoftheologen Zacharias: die Sache bey ihrem alten Zustand zu lassen, hat der Erfolg als unnütz, ja als höchst schädlich erwiesen; und Widerstand gegen alle und jede Verbesserung hat den Vulkan zum vollen Ausbruch gebracht. Führt man damit unbesonnen fort, so wird die Explosion noch schrecklicher werden. Es wäre ein unnützes Bemühen, den Geist der Veränderung ersticken oder einschliessen zu wollen. Er ist stärker als alle Waffen, mit denen man bloß steinerne Festen bezwingt, und bloß Arme von Fleisch und Bein zerschmettert. Keine Sorgfalt kann genug wachsam seyn, und keine hat genug Werkzeuge, um alle verborgenen Wurzelfasern abzuschneiden, durch die er sich befestiget und ausbreitet. Je mehr man zu einer Zeit die Aeste, welche ausser der Erde sind,

find, beschneidet, desto schneller und stärker treiben sie zu einer andern hervor, wenn die Wurzel ihre Kraft behalten hat. Den Zeitgeist muß man also zu leiten suchen; allein dazu gehört Kenntniß des Uebels, woran er kränkelt. — Verlohr nicht die katholische Kirche die Hälfte der Glaubigen in Deutschland aus ihrem Schoofse, weil ihr Hirt den Rost an den Gefäßen nicht Rost nennen, und ihn wegthun lassen wollte? — Wer zu sehr sein Recht behauptet, wird ungerecht, sagt ein wohlgegründetes Sprichwort. Wer alle seine Feinde bezwingen will, könnte eben so gesagt werden, erweckt sich täglich neue. Wer in allen Recht haben will, verliert zuletzt ganz den Glauben bey andern, daß er Recht habe. Wer um eine Sache zu bewahren, nicht einmal den Staub und die Flecken, welche unvermeidliche Zufälle ihr beygebracht haben, davon nehmen läßt, verderbt sie eben dadurch, oder läßt sie unkenntlich werden, so, daß sie bey andern alle Schätzung verliert. So ifs auch den katholischen Glaubensanstalten ergangen, und wird ihnen noch so gehen. — Bald, sagt der nämliche Verfasser, wenn man die gleich einer Gewitterwolke dicke, durch die angehäuften Mißbräuche gereizte Veränderungslust der Menschen betrachtet, drohet der katholischen Kirche wieder ein zerstörender Ausbruch, es sey nun eine neue Trennung, oder gar ein Uebergang zum Unglauben. Die Gleichgültigkeit gegen ihre Lehre, und gegen ihre Verfassung hat bereits überall das Uebergewicht erhalten. Es ist nichts weniger als Schwärmerey oder Schwarzgalligkeit, wenn man dieses behauptet. In allen ihren Gemeinen hat die Glaubenslosigkeit die Oberhand. Das gemeine Volk glaubt zwar noch; allein es glaubt ohne deutliche Begriffe
von



von dem, was es zu glauben vorgiebt, ohne feste Grundsätze, ohne lebhaften Eifer. Der Glaube der Meisten ist nur einem Hause gleich, das auf Sande erbauet ist. Kömmt ein Sturm, oder eine Fluth, wie sie z. B. in Frankreich gekommen sind, so fällt dieß Gebäude ein. — Es darf nur eine Revolution den Glauben mit Verbannung oder mit Verlust der Güter belegen, so schwören Millionen, daß sie Christum nicht kennten.“

So schildert der Verfasser des obgedachten Aufrufes die große Gefahr, welche der katholischen Religion und Kirche bevorsteht, und muß nicht jeder rechtschaffene Katholik vor derselben zittern! Möchten doch deutsche Fürsten und Bischöffe diese Gefahr beherzigen, und trachten, dieselbe abzuwenden. Möchten unsere Bischöffe die deutschen Landesfürsten durch Ermahnen, Zureden und Bitten dahin zu bereden suchen, daß sie nur bald, wenigstens so bald das Entschädigungsgeschäft geendet, und ihre neu acquirirten Länder in politischen Dingen organisirt find, ein Concilium in einer deutschen Stadt zusammen berufen, damit doch einmal den gerechten Klagen der deutschen Kirche abgeholfen, im äußern Kirchenwesen eine weise Reform vorgenommen, der Unglaube und Aberglaube ausgerottet, Mißbräuche abgestellt, zwecklose Gebräuche und geistlose Andachten ausgemerzt, und ein reines unverfälschtes Christenthum, wie es aus dem Munde Jesu und der Apostel kam, ohne Zusätze und Verbrämungen, durch die es bereits unkenntlich geworden ist, in Deutschland wieder hergestellt werde.

Auch ein Wort

zu seiner Zeit

an die

Weltgeistlichkeit

des

Archidiaconalbezirks Gars.



Frankfurt und Leipzig.

I 8 0 3.

24

E i n g a n g.

I.

Wertheſte Mitbrüder!

Sie werden die kleine dritthalb Bogen ſtarke Schrift (Ein paar Worte zu ſeiner Zeit an den hochwürdigen Klerus des Archidiaconalsprengels Gars. Im Jahre 1801. gr. 8.) die der Erzdiacon unter uns austheilen liefs, noch nicht ganz vergeſſen haben. Indefs ſcheinen Sie derſelben nicht diejenige Aufmerkſamkeit geſchenkt zu haben, die ſie in ſo mancher Hinſicht verdient. Glauben Sie etwa, dieſelbe ſey nur deſſwegen *gedruckt* worden, um ſie geſchwinder in unfere Hände zu ſpielen? Hoc credat judaeus Apella. Glauben Sie vielleicht, wir ſeyen der Hauptzweck dieſer Schrift; weil nach S. 6 einige arme Seelen aus uns, ihre Zweifel und Klagen in das Herz des Erzdiacons ausgeſchüttet haben? Und glauben Sie wohl, dieſe Zweifler und Klager würden ſich gehängt oder zu Tode gekränkt haben, wenn der Erzdiacon durch den Druck ſeiner Schrift ihrem Untergange nicht ſchleunig zuvorgekommen wäre? Sie ſind ja

doch nicht gar so leichtgläubig? Doch sollten die so leicht denkbaren, fast sichtbaren Absichten der Herausgabe dieser Schrift auch nicht wirklich gewesen seyn; (*de internis non judicat Praetor*) so liegt in dem Inhalte derselben Stoff genug für unsere Aufmerksamkeit. Auch außerhalb unsers Kreises, wie wohl nicht anderst zu erwarten war, blieb sie nicht ganz unbemerkt. In der oberdeutschen Litteraturzeitung wurde sie nicht ganz ohne Beyfall angezeigt, ob im Ernste oder aus Spafs, weifs ich noch nicht. Sie soll sogar im Auslande die Ehre des Nachdrucks verdient haben. Es bleibt immer nichts Alltägliches, wenn ein baierischer Prälat einige erträgliche Stellen schreibt. Wenn man das in jeder Hinsicht erbärmliche Schreiben des Prälaten von Benedictbeuern, Karl Klokner, Präses der Benedictiner-Kongregation, eines Sterns der ersten Gröfse am untergehenden Prälaten Himmel, damit vergleicht; (sieh die Schrift: zehn Paragraphen über das Klosterwesen in Baiern) so verdient der Erzdiacon durch seine Schrift unter den baierischen Prälaten in die erste Klasse versetzt zu werden; denn im Reiche der Blinden ist der Einäugige König. (*Au Royaume des aveugles les borgnes sont Rois.*) Doch gebührt dem Prälaten von Benedictbeuern das Verdienst der Offenheit und Geradheit; Tugenden, die der von Gars scheint verschworen zu haben.

Gleich nach Erscheinung dieser Schrift fafste ich den Entschluß, auch ein Wort an Sie und in Beziehung auf diese Schrift zu schreiben. Da es
aber

aber unter uns mehrere giebt, welche die Feder zu führen im Stande sind; so erwartete ich immer, daß ein anderer sich würde vernehmen lassen. Aber ich wartete vergebens; und dieß bestätigte meine anfängliche Vermuthung, die Schrift des Erzdiacons sey von Ihnen nicht der gehörigen Aufmerksamkeit gewürdiget worden. Da indessen die Gründe noch bestehen, die mich gleich anfänglich bestimmten, bey dieser Gelegenheit etwas zu schreiben; ja, da sie gerade jetzt in einem stärkern Grade vorhanden sind; so will ich es wagen, *auch ein Wort zu seiner Zeit* an Sie zu schreiben.

2.

Gesichtspunkt, aus dem ich das Schriftlein des Erzdiacons betrachte, und betrachtet wissen will.

Wenn der Erzdiacon geradezu gesagt hätte: Wohlehrwürdig, geistlich - und wohlgelehrte, unsere lieben Herrn und Freunde! Am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts habt ihr noch Meinungen und Grundsätze, welche beweisen, daß ihr wenigstens um ein halbes Jahrhundert zurück seyd. Ich hielt für nöthig, dieß der Welt durch den Druck bekannt zu machen. Ferner will ich bey dieser Gelegenheit, doch mit möglichster Bescheidenheit und Schonung eures Standes, der Welt zu wissen machen, daß ich von meinen Kloster-Mauern aus, nicht nur vermög meiner Geburt,
als

als geborner Erzdiacon (Archidiaconus natus) sondern auch meines Geistes Ueberlegenheit wegen, euch zu belehren berechtiget bin, mich verpflichtet halte und gedrungen fühle. Da, nicht zu vergessen, und eurer und der Ehre eures Standes unbeschadet, ich wenigstens ein halbes Jahrhundert vor euch voraus bin. Woraus dann Staat und Kirche den unfehlbaren Schluß machen mögen, daß die Weltgeistlichkeit sich noch in ihrer uralten Unmündigkeit befinde; und es daher unklug wäre, sie jetzt schon in ihre ursprünglichen Rechte wieder einzusetzen und unsrer klösterlichen Vormundschaft zu entziehen.

Eine so deutliche und wohl vernehmliche Anrede würde nicht nur euch, ihr Zöglinge des Alumnats von Salzburg und Schüler eines Fingerlos, aus eurer gutmüthigen Gleichgiltigkeit aufgeschreckt, und eure nicht wohl verdaute Grundsätze der Philosophie (sieh S. 9.) in neue Gährung gebracht haben! Auch ihr, alte Herrn und Freunde, die ihr schon vor eilf Jahren, das erzdiaconalische Mönchs-Joch abzuschütteln, einen fast gelungenen Versuch gemacht habet, wäre nicht einer aus euch zum Verräther an euch geworden, auch ihr, sage ich, würdet bey einer solchen Sprache eure graue Häupter geschüttelt haben.

Doch so vorlaut aufzutreten fand der Erzdiacon nicht für gut, wie es überhaupt seine Sache nicht ist festen Tritttes einherzugehen; sein furchtames Ich flüsterte ihm in die Ohren, es sey ietzt
nicht

nicht das goldene Jahrhundert des Mönchthums, es sagte ihm, was Horaz schöner sagen kann als ich:

Periculosa plenum opus aleae
Tractas, et incedis per ignes
Suppositos cineri doloso.

Saget mir aber, ist es nicht gleichviel, ob der gute Ruf, in dem wir bey der gelehrten Welt und vorzüglich bey unsrer Regierung zu stehen berechtigt sind, geraubt oder gestohlen wird? Ja ist die gelindere Art nicht die gefährlichere, gerade weil sie nicht in die Augen springt? Ich behaupte nun:

Erstens. Der Erzdiakon unterlegt uns in seiner Schrift Grundsätze und Meinungen, die wir nicht haben, und wodurch wir nothwendiger Weise in den Ruf finsterner Köpfe und unwissender Menschen kommen müssen.

Dieß werde ich im ersten Punkte meiner Schrift darthun.

Zweytens. Der Erzdiakon äußert in seiner Schrift Meinungen und Grundsätze, wodurch er sich als einen ziemlich finstern und weit zurückgebliebenen Kopf beurkundet. Diese Meinungen und Grundsätze unterlegt er zwar nicht uns, denn, alles uns zu unterlegen, wäre auch nicht zweckdienlich gewesen; weil er vermuthlich sich und nicht uns hat wollen drucken lassen. Da aber seine Schrift gerade an uns, und an uns allein gerichtet ist, oder es zu seyn doch vorgiebt; so dürfen

fen wir dazu nicht schweigen, wenn wir anderst zu reden im Stande sind, ohne uns zu Theilnehmern der erzdiaconalischen Meinungen und Grundsätze zu machen, nach dem hier gewis geltenden Sprüchworte: Qui tacet, consentire videtur. Zwar hätte der Erzdiacon sein *paar Worte* nur schriftlich an uns ergehen lassen; so hätten wir dazu wohl schweigen können. Da er sich aber durch den Druck derselben in die gelehrte Welt hinaus gewagt hat; so dürfen wir als Mitbürger der gelehrten Republik, zu denen und von denen er ausdrücklich spricht, kein entehrendes Stillschweigen beobachten. Auf dem Boden dieser Republik sind wir alle wahrhaft gleich. Insel und Stab, und alle andere Kopfzierden in dem Haare und über dem Haare fallen weg, und nur der Kopf allein gilt.

Wir dürfen um so weniger schweigen, als der Mann, der es unternommen hat, uns öffentlich zu belehren, auf einer höhern kirchlichen Stufe steht, und einer giltigen Voraussetzung gemäß in Kenntnissen unsers Standes und in der Gewandtheit zu lehren weiter vorgerückt seyn sollte. Außerhalb unsers Kreises muß dadurch nothwendig die Meinung sich festsetzen, daß wir noch weiter zurück seyen, als der Mann, dessen *Mit- und aufsichtlichem Hirtenamte* (*) wir unmittelbar über-

(*) Ich bin zwar der Meinung, das Amt eines Erzdiacons bringe es gar nicht mit sich, den Lehrer der Lehrer zu machen. Das steht wohl dem Bischofe zu, wenn er es kann. Denn was ist ein Erzdiacon mehr als ein Landdechant,

übergeben sind. Dafs nun die Meinungen und Grundsätze des Erzdiacons nicht die Meinungen und Grundsätze der Mehrzahl der Gäistlichkeit des archidiaconal - Bezirks Gars sind, werde ich im zweyten Hauptstücke zeigen. Ob unfre Grundsätze besser, ob sie leichter, ob sie dem Zwecke des Staates und der Kirche angemessener seyen; das wird sich von selbst darstellen.

Drit-

chant, dessen Geschäft ist, der Geistlichkeit seines Bezirkes die Gesetze und Verordnungen des Bischofes mitzutheilen, und für ihre Beobachtung, so wie über das standesmäßige Betragen der Geistlichen zu wachen? Dafs der Erzdiacon mehr Pfarreyen in seinem Bezirke hat, als gewöhnlich ein Landdechant; das ist nur zufällig, weil der Erzdiacon von Chiemsee nur 6 in seinem Bezirke zählt. Seine Insel hat er als Abbt des Klosters; und Inseln haben auch einige Landdechanten. Dafs er einige Ceremonien mehr verrichten darf, als gewöhnlich die Landdechanten, das kommt von der Politik eines ausländischen Bischofes und seines Konfistoriums her. Unter der Firma eines inländischen Kirchenvorstandes, Prälatens und Landstandes erhielt sich noch immer der bischöfliche Schleichhandel, kamen Grundsätze und Verordnungen ins Land, welche das Uebergewicht der kirchlichen Macht über die bürgerliche erhielten. Obgleich es schon lange her ist, dafs die baierischen Geistlichen sich nicht mehr fürchten dürfen von salzburgischen Grenadieren aus Bayern nach Salzburg abgeholt zu werden; so steht es doch noch in der Macht dieser fremden Gewalt in der lenkbaren Person eines Prälaten dieselbe zu necken, und so in der Abhängigkeit von sich zu erhalten.

Drittens. Und da ich einmal meine unschlüssige Feder angesetzt habe ; so will ich mich dieser Gelegenheit bedienen , etwas öffentlich zur Sprache zu bringen , worüber ich mich verwundere , daß es nicht schon lange und oft geschehen ist. Oder ist es nicht auffallend , daß wir von dem zufälligen und eingeschlichenen Einflusse der Bettelmönche größtentheils befreyet sind , während wir noch unter dem gesetzlichen Joche anderer Mönche als wahrhaft Untergebene stehen ? Sollen 239 Weltgeistliche der klösterlichen Zucht noch nicht entwachsen seyn ? Ich werde also *einige Bemerkungen über die bisherige erzdiaconalische Verfassung und ihren Werth machen , und in dieser Hinsicht einige unmaßgebliche Wünsche an Tag legen.*

Hat dieses dritte Hauptstück gleich keine unmittelbare Beziehung auf die Schrift des Erzdiacons ; so hat es doch die nächste auf den Hauptzweck meiner Schrift , *die Ehre und die Rechte unsers Standes zu vertheidigen* , wozu die Schrift des Erzdiacons nur Veranlassung gab. Ich hoffe durch diese Bemerkung die Einheit meines Stoffes und die Reinheit meiner Absichten vertheidiget zu haben. Es gilt nicht einer Person, es gilt einer guten Sache.

Erschrecken Sie übrigens nicht , daß meine Predigt drey Theile hat ; sie soll deswegen nicht länger werden , als manche , die nur zwey ankündet. Und damit Ihnen kein Theil zu lange wird ; so werde ich jedes Hauptstück in Absätze abtheilen , damit Sie nicht zuviel auf einmal lesen dürfen,
und

und auch eine Prise Toback nehmen können; denn es giebt Leute unter Ihnen, die bey jedem Gedanken, den sie lesen oder schreiben, ihren Geist durch eine Prise erfrischen müssen. Ja, sogar jedem Abfatze werde ich eine besondere Aufschrift geben, damit sie gleich wissen, was darinn zu finden ist, und ihn überhüpfen können, wenn Sie nichts davon schaffen. Oder wenn etwa einer mein ganzes Werk zu lesen nicht Lust oder Zeit, oder wenn er die löbliche Gewohnheit hätte, von hinten oder in der Mitte anzufangen; so wird ihm auch damit gedienet seyn. So hoffe ich zu ergötzen und zu nützen.

Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci
Lectorem delectando pariterque monendo.

- Auf deutsch nach Vofs, dessen Uebersetzung ich zu lesen bitte.

Jegliche Stimme gewann, wer Nützliches mischte zum Holden,
Wann er den Leser zugleich aufheiterte, und ihn ermahnte.

Aber glauben Sie ja nicht, daß Sie bloße Bruchstücke erhalten; ich weiß wohl, mit wem ich es zu thun habe; nicht mit Bauern oder Spießburgern, die auch in der kunstreichsten Predigt das Hintere vor dem Vordern nehmen; nein, ich weiß, daß ich mit Redekünstlern zu thun habe, daß ich ihrem scharfen Tadel nicht entgehe, wenn ich alles unter einander werfe, wie Heu und Stroh;
wenn

wenn ich nichts an seinen Platz stelle, eines nur nach dem andern hinschmiere, wie verworrene Köpfe ohne Kunstgefühl und Grundsätze zu thun pflegen. O ich weifs, dafs sie gleich mit ihrem Horaz da sind,

Einer würde schreyen:

Sed nunc non erat his locus.

Ein zweyter:

Scribendi recte, sapere est et principium et fons.

Endlich ein dritter:

Offenduntur enim, quibus est equus et pater et res

Nec, si quid fracti ciceris probat et nucia emptor,

Aequis accipiunt animis, donantve corona.

Schwer, schwer drückt die Pflicht des Schriftstellers auf mein beklemmtes Herz. Nur eines ist, was mir Muth einflößt, den Parnass ohne Füsse zu besteigen. Als der Kardinal Polignac den Lucrez widerlegen wollte; so herrschte noch die alte Gewohnheit das Buch zu lesen, das man widerlegen wollte. Der Kardinal konnte seinen Antilucrez also unmöglich anders als schön schreiben; weil er den römischen Titus Lucrez, sein grosses, schönes Muster vor sich hatte. Aus dem entgegengesetzten Grunde konnte Stattler in unsern Tagen
fei-

feinen Antikant unmöglich mit glücklichem Erfolge schreiben; weil er Kants Werk, als er es bereits widerlegt, noch nicht gelesen hatte. Ich bleibe aber bey der alten Gewohnheit, ich lese und lese die Schrift des Erzdiacons. Dieses unnachahmliche Muster, dieses tief gedachte, schön und mit lichtvoller Ordnung geschriebene Werk wird mich nicht aus dem Gleise lassen.

Nec facundia me, nec lucidus ordo relinquet.

Auch ich werde einen Absatz nach dem andern schreiben, es sey dann, daß der Drucker einen mit Fleiß ausläßt. Ob ich indess meinem Urbilde mich ganz nähern werde, ob auch meine Schrift so kunstreich und planmäßig wird verfaßt seyn, daß es gleich viel gilt, ob auch ein ordentlicher Leser mich von hinten, von vornen, oder von der Mitte zu lesen anfängt, wie dieß füglich bey des Erzdiacons belobtem Werke geschehen kann; eine solche Vollkommenheit mir selbst beyzulegen kommt meiner Bescheidenheit nicht zu. Nur wenig Werke haben einen solchen Grad der Vollkommenheit erreicht. Mir fällt jetzt gar kein solches ein, als der bekannte Vers:

Signa te Signa, temere me tangis et angis.

Diesen kann man von hinten wie von vorne lesen; aber es hat ihn auch der böse Feind gemacht, der bekanntlich ein Engel, obwohl ein böser ist. Ich aber bin kein Engel.

Ach! Wäre doch dem braven Schuhflicker, der mit selbst fabrizirten Teufeln handelte, sein Gewerbe nicht niedergelegt worden! Der hätte mir um ein paar Kronen einen Schreibteufel zu kaufen gegeben, und damit wäre mir von aller Noth geholfen gewesen. Oder sollten Sie diese schöne Geschichte nicht gehört, gelesen oder sie gar schon wieder vergessen haben? Ich will sie Ihnen im Auszuge geben. Sie muß aber statt der Anrufung heiliger und unheiliger Namen gelten; auch hoffe ich dadurch ihr Wohlwollen (*Captatio benevolentiae*) zu erbetteln, wie dieß der Erzdiacon in der ersten Numer seiner Schrift that, wo er uns wegen der erlittenen Kriegs-Drangsalen fast die Martyrerkrone auf den Kopf setzt.

Vor beyläufig fünf Jahren hielt sich in der großen Pfarrey eines erzbischöflich - Salzburgischen geistlichen Rathes und kurfürstl. Ex - Schulen - Inspectors ein Schuhflicker auf, der in seiner Jugend bis in die große Syntax gestudiert hatte. Da der Mann nicht Schuhe genug zu flicken hatte; so gab er sich zugleich mit dem Unterrichte der Pfarrjugend ab, er hielt Schule. Aber auch dieses mühsame Geschäft fühlte die Zeit und den Magen dieses erhabenen Mannes nicht ganz aus. Er fieng daher an, kleine schwarze Teufelein aus Pech zu fabriciren, und, wo es die Natur foderte, mit rothem Siegelwachs auszustaffieren, sie in kleine Gläslein einzusperrern, und durch den Druck der Luft auf das den Teufel tragende Wasser sie verschiedene Bewegungen machen zu lassen. Die Waare fand so-
gleich

gleich Abgang. Er verkaufte das Stück Teufel zu 50 kr., ja bis zu 50 fl. Für einen Teufel, der sich auf das Schatzfinden verstund, gab ihm ein Bauer 50 fl. Die Wirthinn zu R g kaufte einen um 30 fl., dafs er statt ihrer und ihrer Mägde spin-
nen sollte; weil sie wegen Bedienung der im Quar-
tier liegenden kaiserlichen Soldaten dazu nicht Zeit hatten. Ein Maurer zu T . . . kaufte nur einen um 50 kr., dafs er statt seiner mauern sollte. Mit diesem armen Teufel wurde der arme Schuhflicker verrathen und lange eingesteckt, so, dafs er auch bey der jetzigen Gewerbs - und Handels Freyheit, jenen einträglichen Erwerbszweig zu benützen sich nicht mehr unterfängt. Der wirkliche knrf. Schu-
len - Inspector wollte dem Rabbi (so betitelte sich dieser Schuhflicker und Teufels Fabricant in den Vorschriften, die er den Kindern schrieb) auch sein Schulhandwerk niederlegen; aber bey der Prü-
fung zeigte es sich, dafs er an Geschicklichkeit die zwey ordentlich aufgestellten Lehrer der Pfarrey des Ex - Schulen - Inspectors weit übertraf; dem zu Folge es vernünftig war, ihm diese Nahrungsquelle nicht zu verstopfen. Wer Teufel verkauft, ist der gebohrne Lehrer derer, die Teufel kaufen.

Non sine usu fuerit introspicere illa primo
aspectu levia, ex quis magnarum saepe rerum mo-
tus oriuntur,

Tacitus.

Erstes Hauptstück.

I

Der Erzdiacon unterlegt uns Meinungen, die wir nicht haben, und wodurch wir in den Ruf finsterner und unwissender Köpfe kommen müssen.

Sie sehen es aus dem bisher Gefagten, daß ich lieber lache als zürne. Aber sobald ich in der Schrift des Erzdiacons auf die Numern 4 und 5 komme, wo er über *Toleranz in Baiern* und *Abfoderung des Kirchensilbers* schreibt; so vergeht mir alles Lachen. Beym ersten Lesen dieser zwey Numern wollte ich meinen Augen kaum glauben; und so oft ich sie las, fand ich immer neue Ursachen des gerechtesten Unwillens. Unter der trüglichen Maske des Trostes, der Beruhigung und einer sanft belehrenden Zurechtweisung werden wir da als Dumköpfe in das Publicum hinausgeschleudert. Nicht einmal unfre Meinungen laßt man uns, unfre Meinungen und Grundsätze, derentwegen wir seit zwölf Jahren vom Pöbel sowohl als von Pharisäern und Sadduzäern heimlich und öffentlich angefeindet, verschwärzet, und überall mit List oder mit Macht zurückgesetzt wurden. Dieses theuer erhaltene Eigenthum unfres Geistes will man uns rauben, zu einer Zeit rauben, da wir endlich

endlich frey athmen dürfen und nicht mehr zittern müssen: was man uns angedichtet hätte zur Zeit, da es uns Verfolgung und Unglück zuziehen konnte, das sucht man uns jetzt mit Taschenspieler Kniffen zu entziehen; da man befürchtet, wir möchten endlich doch das bleibende Zutrauen der Regierung gewinnen!!

Der Erzdiakon unterschreibt uns in seiner Schrift Meinungen und Grundsätze über Toleranz und Kirchen Silber, die die Mehrzahl von uns nicht hat und niemals gehabt hat; die wohl in den finstern Gegenden des Bistums Augsburg, bey den Schülern der dortigen Nachtwächter zu St. Salvator, und bey den Zöglingen des Rösle zu Pfaffenhaußen ziemlich allgemein seyn mögen, aber nicht in einem so beträchtlichen Theile des Erzbistums Salzburg, und am allerwenigsten bey den Zöglingen eines Fingerlos, und auch nicht bey so vielen andern wackern Männern, die durch eignen Geisteschwung und den bessern Zeitgeist getrieben, sich schon lange von den Fesseln fanatischer Grundsätze losgerissen haben.

So wenig ich Lust und Zeit habe, etwas zu schreiben; so entstand doch beym ersten Durchlesen dieser zwey Puncte der Vorsatz, dazu nicht zu schweigen, und bey jeder erneuerten Durchlesung verstärkte er sich. Immer fiel mir Juvenal ein, wenn er sagt:

Haec ego non credam venulina digna lucerna,

Haec ego non agitem?

Si natura negat, facit indignatio verum.

Ich vertheidige hier nicht nur meine Meinungen, sondern die Meinungen und den Geist, der unter uns herrschend ist. Ich weifs es, dafs viele aus Ihnen über das Benehmen des Erzdiacons in seiner Schrift entrüstet sind; ja mehrere unter Ihnen haben ihren Unwillen darüber noch stärker geäußert, als ich es hier öffentlich thue.

Sey es, dafs der Erzdiacon das, was er schrieb, vielleicht nicht ganz so meinte, nicht ganz in den Hintergrund seiner Seele hineinschauen mochte. War er sich dessen bewußt, was er schrieb; so verdient er diese Rüge. War er es nicht; so muß man ihn zum Bewußtseyn bringen.

2.

Ueber Toleranz.

S. 23 über *Toleranz in Baiern* legt uns der Erzdiacon folgende auferbauliche Meinungen in den Mund. Er sagt: „Ich weifs, liebe Brüder! viele, von Ihnen hat ein in auswärtigen Zeitungen stehendes Toleranzedict sehr befremdet und nidergeschlagen. Sie meinen, es sey selbes gegen die festgesetzte Landesverfassung.“

Das weifs nun der Erzdiacon nicht. Wie man es aber heisse, wenn Jemand sagt, er wisse etwas, das er doch nicht weifs, das wissen wir alle.

Nach

Nach dem Salzburger Katalog von 1796 sind wir im Erzdiaconal-Bezirk Gars 151 Weltgeistliche. Wenn nun der Erzdiacon nur 15 unter uns, als den zehnten Theil, aufweisen kann, die ihm schriftlich oder mündlich zu wissen gemacht haben, dafs sie das Toleranzedict befremdet und niedergeschlagen habe; dafs sie meinen, es sey selbes verfassungswidrig; so will ich, und soll nicht er eine öffentliche Unwahrheit gesagt haben.

Die Mehrzahl unter uns hat das Toleranzedict nicht befremdet; vielmehr fahen wir selbem, als einer eben so gerechten als weisen Verordnung vom Antritte der jetzigen Regierung an zuversichtlich entgegen. Es hätte uns nicht befremdet, wenn es auch in der vollsten Ausdehnung des allgemeinen Staatsrechtes wäre gegeben worden. Die Mehrzahl unter uns ist der Meinung, dafs es eine Kirche schlecht empfehle, wenn sie diejenigen ihrer Mitglieder, die sich von der Wahrheit und Güte ihres Symbols nicht mehr überzeugen können, nur dadurch in ihrem Schoofse erhält, dafs sie ihnen droht, sie brodlos zu machen und aus dem Lande zu jagen, d. i. der Rechte eines Bürgers zu berauben. Wir sind der Meinung, es sey kein günstiges Vorurtheil für eine Kirche, wenn sie ihr Daseyn nur dadurch für gesichert hält, dafs sie allen andern Glaubenden den Eintritt ins Land und in den Staat verwehret. Kann eine Kirche, zumal eine, die sich für die allein seligmachende ausgiebt, etwas von Leuten zu befürchten haben, die in den gröbsten Irrthümern verstockt leben?

So wenig glauben wir das, als das die Sehenden blind werden, wenn Blinde neben ihnen wandeln. Wir sind der Meinung, das jede Kirche, die zu ihrer Erhaltung Vorrechte bedarf, die sie andern Kirchen nicht zugestehen will, dadurch die Wahrheit und Güte ihres Symbols verdächtig mache. Wir glauben als gute Katholiken, das die Pforte der Hölle den Felsen Petri nicht überwältigen werde; wir glauben aber auch, das dieser Fels nicht werde erschüttert werden, wenn auch alles Unkraut, das sich seit mehr als tausend Jahren auf demselben wuchernd angesetzt hat, mit der Wurzel ausgerottet wird.

Leute, die so denken, und so denken wir, könnte das Toleranzedict so wenig befremden als niederschlagen. Es hat uns vielmehr erfreuet; weil dadurch der Religion, die wir lehren, die Ehre ist erwiesen worden, durch ihre Wahrheit und innere Güte allein zu bestehen; und wir folglich nur noch Lehrer, nicht aber Zwingherrn des Glaubens und Wächter einer in einen Nothfall eingezwängten Heerde sind.

Das Tollste aus allen ist, das uns der Erzdiacon meinen läßt, es sey das Toleranzedict gegen die festgesetzte Landesverfassung. Das mag ein Mann von drey Gelübden, ein Prälat meinen, nicht aber wir. Das mögen Leute meinen, die jede Abschaffung eines verjährten Unrechts, eines die Regierung und das Volk entehrenden und schädlichen Vorrechts für Verletzung der Landesver-

Verfassung ausposaunen; die nur die Handlungen jener Regenten für verfassungsmässig erklären, durch die sie den höchsten Grad ihres eignen Vortheils erreicht haben; von dieser Zeit an aber die Macht der Regierung, durch die sie das, was sie sind, wurden, für geschlossen erklären; die es nicht für verfassungswidrig erklären, dass einst die baierischen Herzoge den vierten Theil ihrer Länder den Bischöfen und Aebbtten schenkten, jetzt aber es für Staats- und Religions-gefährlich halten, Leuten das Bürgerrecht zu geben, deren Religion den nemlichen Gott anzubethen, und die nemlichen Tugenden zu verehren gebiethet, wie die unfrige. Wir, um es kurz zu sagen, meinen von allen diesem, und von allem, was der Prälat uns meinen lässt, das Gegenteil. Ich weifs wohl, dass das, was er jetzt uns meinen lässt, er wohl selbst würde gemeint haben, wenn ein anderer Wind gieng und es Rosen trüge.

Non ventiles te in omnem ventum et non eas in omnem viam. Sic enim omnis peccator probatur in duplici lingua. Eccles. 5. 11.

S. 23 und 24 lässt der Erzdiacon einige aus uns dafür halten, die dabey (bey der Toleranz) bezielte Bevölkerung würde dadurch nicht vermehrt; oder die Bevölkerung allein mache das Land noch nicht glücklich.

Wer unter uns könnte doch so einfältig seyn, dafür zu halten, dass *der Leute nicht mehr werden, wenn ihrer mehrere ins Land kommen?* dass,

wo

wo die Ursachen vermehrt werden nicht auch die Wirkungen sollten vermehrt werden? Ja, wenn die Väter Trappisten und andere fanatische Auswürfe Frankreichs in Baierns Schoos wären aufgenommen worden, dann würden vermuthlich der Leute nicht, wohl aber der Narren mehr geworden seyn, der Narren, sage ich, die Opfer des Fanatismus sind, und deren wir ohnehin genug haben.

Dafs Bevölkerung allein kein Land glücklich mache, das wissen wir doch wohl; weil zum Theil Uebervölkerung eine Mitursache des Sklavenhandels am Senegall ist. Ob ich gleich diese körperlichen Sklaven für weniger unglücklich halte, als die Millionen Geistes - Sklaven, die seit einem Jahrtausend in den geheiligten Menschenfresser - Hallen des katholischen Europa verschmachtet sind. Jene afrikanischen Sklaven schmachten nur in körperlichen Fesseln; aber unsere Europaischen schmachten und schmachten noch in selbst gewählten Ketten; da man dafür sorgte, den Geist, der einst wählen sollte, in seinem Aufkeimen zu vergiften; ihnen die thierische Freyheit liefs, weil man sie abrichtete sich der menschlichen Freyheit und Würde selbst zu berauben.

Dafs aber Vermehrung des arbeitsamen, gewerbefamen Volkes zum Wohl eines Landes beytrage, das kaum die Hälfte der nöthigen Bevölkerung hat, und von dessen Boden ein Zehnttheil gar nicht, und vier Zehnttheile schlecht angebaut sind; da ist keiner aus uns, der es nicht wisse.

Das

Das wissen wir aber auch wohl, dafs es noch innländische und fogar katholische Mittel giebt, die Entvölkerung zu verhindern und die Bevölkerung zu befördern. Wenn einmal die geheiligten Schlupfwinkel des Fanatismus und des Müffligangs nicht mehr find, wenn die fchauerlichen Mauern zusammenstürzen, an denen die Seufzer und die Verwünschungen von Tausenden seit tausend Jahren unerhört verhallten, und noch zur Stunde, doch nicht mehr lange, verhallen; dann wird die Bevölkerung auch von Innen gewinnen. Aber nur dann, wenn die Nester, um mich königlich auszudrücken, zerstört find, damit die Raben nicht mehr zurück kehren. Heinrich der Achte in Engelland sagte, als er alle Klöster aufhob:

Detruisez les nids et les corbeaux ne reviennent plus.

Bey dieser Gelegenheit will ich mich gegen alles Unrecht wider Personen feyerlichst verwahrt haben. Es giebt und hat immer rechtschaffene und gelchrte Männer in Klöstern gegeben; denn die Güte der menschlichen Natur verläugnet sich auch auf dem schlechtesten Boden nicht.

Diefs ist das Auffallendste, was uns der Erzdiakon über das Toleranzedict wissen, meinen, und dafür halten läfst. Zwar läfst er uns noch einige Kleinigkeiten wissen, die wir nicht wissen. Doch ich will sie mit Stillschweigen übergehen, um auch etwas von der Art zu reden, wie er uns
über

über unfere irrigen Meinungen zurecht weiset, und in unserer Niedergeschlagenheit uns aufrichtet.

Da wird es sich dann zeigen, daß die Mittel schlimmer als die Krankheit sind.

Der erste Trost, den man einem über ein Unglück Niedergeschlagenen gibt, ist, daß man das Daseyn des befürchteten Uebels bezweifelt. Das thut nun der Erzdiacon weislich. Vörderfamst bezweifelt er, ob das in der Baireuther Zeitung gestandene Toleranzedict nicht erdichtet sey. S. 24. „Allein, m. l. B., seyn wir ruhig und fürchten, „und urtheilen wir nicht vor der Zeit. Einmal, „ist es bis jetzt nur Zeitungsnachricht, die, wie, „viele andere, wieder zurück genommen werden dürfte.“

Ganz natürlich; denn was erdichtet ein lutherischer Zeitungschreiber nicht alles, um katholische Seelen in Schrecken zu jagen? das konnte er um so leichter, als gerade damals, wenn ich nicht irre, Baierns Regent in dieser Stadt sich aufhielt, und er also den Schein der Wahrheit für sich hatte. So ein Lügenfabrikant von Zeitungschreiber hat ein zu abgestumpftes Gefühl, als daß er das Unschickliche oder gar das Sträfliche einer solchen Erdichtung ahnen sollte, einem von seinem Könige und seiner Nation geschätzten fürstlichen Gaste ein Gesetz anzudichten, von dem dieser hohe Gast selbst nicht weiß, ob es die Gutheißung der Männer erhalten wird, auf welche das Vaterland sein ganzes Wohl und Vertrauen kompromittirt, oder
ob

die Gerechtsamen der Bischöfe und die katholische Religion darunter nicht leiden.

Es ist nemlich zu unserm grossen Troste zu wissen, dafs, sollte unser Fürst damals, mitten unter Ketzen, das schreckliche Vorhaben, den Ketzen Thür und Thor in das erz- und ur-altkatholische Baiern zu öffnen, auch wirklich gehabt haben; noch zwey mächtige Bollwerke des Glaubens wider den einreissenden Strom des Unglaubens vorhanden sind. Weil mir in der ganzen Schrift des Erzdiacons nichts so sehr gefiel, als die hieher gehörige Stelle, nichts so sehr feine kirchliche und politische Denkungsart entschleyert; so führe ich sie wörtlich an.

S. 24. „Die Männer, auf welche das Vater-, „land sein ganzes Wohl und Vertrauen kompro-, „mittirt, werden auf den Fall, genau untersuchen-, „und nach dem Resultate geziemende Vorstellun-, „gen machen“ u. f. w.

Ohne dafs hier das Erklärte, nemlich die Verordneten der baierischen Landstände genannt werden, so sieht man es doch gleich aus dieser erschöpfenden und scharfgezogenen Erklärung (*Genus proximum et differentia specifica*) wer damit gemeint ist. Ich glaubte diese Verordneten leibhaftig vor meinen Augen zu haben; aber kaum erblickte ich sie, so richtete sich meine Aufmerksamkeit sogleich auf die Verordneten vom Prälatenstande, ob nicht etwa einer aus ihnen, vor Freude über diese einzig richtige Definition, von einem Schla-

Schlage geführt zu werden beginne, wo ich ihn dann gleich um seine Stimme für den Verfasser dieser Definition, als den würdigsten der Verordnung, per testamentum nuncupativum oder auch per resignationem würde gebethen haben.

Also nicht auf den Regenten darf und soll das Vaterland sein ganzes Vertrauen setzen? nicht nur einen Theil, sondern sein ganzes Wohl soll es von den Verordneten der Stände erwarten? — Soviel sich auch manche Verordnete auf ihre Wichtigkeit einbilden mögen; so wird doch nie einer die Meinung von sich selbst so hoch getrieben haben. Unabgesehen, was die Verordneten von jeher Böses oder Gutes mögen gestiftet haben, sind sie vermög ihrer Bestimmung die natürliche Opposition des allgemeinen Wohles; denn als Stellvertreter der Stände ist der einzige Zweck ihrer Thätigkeit, die Vorrechte ihrer Kommittenten zu vertheidigen oder wohl auch zu erweitern. Das Hauptfächliche dieser Vorrechte besteht nun darinn, daß die Stände die Vortheile des Staatsvereins genießten, ohne den verhältnißmäßigen Antheil von Staatsbürden dafür tragen zu wollen. Aus diesem folgt unwidersprechlich, daß ein Verordneter, der sich das Beste des Volks zum Zwecke wählte, ein schlechter Stellvertreter seines Standes seyn würde.

Können diese innländischen Väter des Vaterlandes allein nicht helfen; so bleiben unsere letzte Zuflucht in unsern Nöthen die auswärtigen Väter des Vaterlandes, nemlich die Bischöfe. Glückliches

ches Baiern, das du von jeher mit soviel Vätern versehen warst! Wahrlich du mußt eine fruchtbare Mutter seyn! Doch du stehst im Begriffe, dich vieler Väter zu entledigen. Wie sehr haben es diejenigen unter uns nicht übersehen, die sogleich, mir nichts, dir nichts, dem Volke Gesetze anpriefen, von denen sie noch nicht wußten, ob sie den Gerechtsamen der Bischöfe nicht zuwider laufen!

Denn es ist ferner zu wissen, und wohl zu beachten, was der Erzdiacon S. 24 und 25 sagt:

„Nun vorausgesetzt, daß weder die *Landesverfassung*, weder die Religion, noch auch die *Rechte der Ordinarien* darunter zu leiden befunden würden; daß also die *Stände* sowohl als die *Bischöfe* damit zufrieden wären: so steht es *uns*, als *Volkslehrern* nur zu, die gnädigste Verordnung zu verehren“ u. f. w.

Also nur unter der Voraussetzung, daß die Stände und Bischöfe damit zufrieden sind, dürfen wir diese gnädigste Verordnung verehren? Es giebt also einen noch gnädigern Willen als den gnädigsten? nemlich den Willen der Stände und Bischöfe. Das heiße ich mir doch Worte zu ihrer Zeit!

Es kommt hier ein dreyfaches Ich des Erzdiacons in Betracht. Sein Ich als Prälat, sein Ich als Erzdiacon, und sein Ich als Volkslehrer. Doch machen alle diese drey Ich im Grunde nur ein einziges Ich und das ohne alles Geheimniß und sehr denkbar.

Als Prälat hilft sein Ich zu den Ständen; es ist also ganz menschlich, daß er hier stolperte und den Verordneten ein bischen zuviel Weihrauch streute; weil die Verordneten auch Stellvertreter seines, des Prälatenstandes, sind; und weil es ja bey dieser Gestalt der Sachen nicht unmöglich wäre, daß er selbst so ein Vater des Vaterlandes würde. (Il n'ya si bon cheval qui ne bronche.) Als Erzdiacon ist sein Ich bey dem Einflusse der Bischöfe betheiliget; denn um einen Theil ihres Einflusses zu erhalten, theilen sie ihn mit den Erzdiaconen, die dafür das Signal vom innländischen Wind geben müssen. Sein Ich als Volkslehrer hat sich der Erzdiacon nur aus Demuth zugeeignet; denn es kann ihm unmöglich Ernst damit seyn, sich in eine Klasse mit einem armen Koadjutor zu setzen. Auch weiß ich, daß viele Koadjutoren so stolz sind, sich die Gesellschaft zu verbitten.

3.

Abfoderung des Kirchenfilbers.

Es ist schwer zu entscheiden, ob mehr Willenslosigkeit oder mehr Verworrenheit des Verstandes aus diesem Artikel hervorleuchte; und noch schwerer, ob jene diese oder diese jene erzeugt haben, oder ob sie gepaart diese Mißgeburt zur Welt brachten. Mein Hauptgeschäft ist nur zu zeigen, daß der Erzdiacon uns auch hier Meinungen und Grundsätze unterlegt, deren die Mehrzahl unter uns sich schämen würde, und mit denen

er

er uns, wie überall in Schatten zu stellen sucht, um sich mit seinem Lämpchen auf den Scheffel zu setzen.

Nach einer vortrefflichen historischen Grundlegung, auf die er unsere und seine unumstößlichen Grundsätze vom Eigenthume der Kirchengüter gründet, trägt er unsere Meinungen und Gedanken darüber vor, widerlegt oder berichtigt sie durch verschiedene aus dem Natur- und Nothrechte gezogene Grundsätze und Axiomen. Es läßt sich nichts Geringes von einem Manne erwarten, der den Grund dessen, was geschehen darf, auf das bauet, was geschehen ist.

S. 28 sagt er: „Dieses als historische That-,
 „sache vorausgesetzt, *meinen Sie*, beweise, 1),
 „daß das Kirchenvermögen wahres Eigenthum der,
 „Kirchen, 2) als solches nur zu ihrem und der,
 „Armen Besten zu verwenden sey; mithin die,
 „Verwendung desselben für Staatsbedürfnisse we-,
 „nigstens nicht ohne Miteinstimmung der Ordina-,
 „rien, als gesetzlichen Verwalter derselben, ge-,
 „schehen dürfe.“

Unsere Meinung ist nun gerade das Gegentheil von dem, was uns der Erzdiacon hier meinen laßt. Wir glauben, daß der Regierung und nicht den Bischöfen die gesetzliche Verwaltung und höchste Aufsicht über das Kirchenvermögen gehöre; denn das Reich der Bischöfe ist nicht von dieser Welt. Dem Staate steht es zu, zu bestimmen, wann und ob es recht und klug sey einen Theil

Theil des Kirchenvermögens zu Staatsbedürfnissen zu verwenden. Und es wird doch wohl recht und staatsklug gehandelt seyn, eine todte Masse von überflüssigem Kirchenfilber zum Nutzen des Landes zu verwenden?

Nichts aber ist lustiger als die Art, mit der der Erzdiacon unfre Zweifel und Bedenklichkeiten zu heben trachtet: zu diesem Behuf stellt er zwey allerliebste Axiomen auf: S. 28. 1) „dafs die sanft-“, „te Stimme der Gesetze von dem Waffengeklie-“, „re übertäubt werde, 2) dafs die Nothwendig-“, „keit kein Gesetz kenne.“

Kommt her, ihr Grübler alle, die ihr euch hoch und tief versteiget, um Grundfätze und Formeln zu finden, die den Beweis ihrer Wahrheit in sich selbst haben, keines weitem Beweises mehr bedürftig oder fähig sind; hier habt ihr ein paar solcher Grundfätze, die als unumstößliche Axiomen da stehen. Und wenn ihr etwa keine Liebhaber von der Dualität seyd; so schmelze ich diese beyden Axiomen in eines zusammen; da ihr wohl sehet, dafs das erste nur verblümt sagt, was das zweyte mit eignen und bekannten Ausdrücken wieder sagt.

Also nur auf den Fall, dafs aller rechtliche Zustand im Staate aufhört, und nicht von Rechts wegen darf der Staat einen Gebrauch vom entbehrlichen Kirchenfilber zum Besten des Volkes machen.

Und auch im Nothfalle muß der Regent erst wieder die Verwalter der Kirche, die Bischöfe, im Namen derselben, darum angehen nach S. 30. Auch läßt der Erzdiacon S. 29 sich und uns den Gedanken einfallen, daß dieser Fall der äußersten Noth noch so lange nicht da seyn könne, als man Goldspitzen an den Brautbettzeugen u. s. w. sehen kann. Es wäre freilich so ein hübsches Geschäft für die Herrn Beamten gewesen, wenn sie alle Brautbetten und andere Betten, wie auch die Brustleibchen aller baierischen Weiber und Mädchen, von denen unter zehntausend vielleicht eine etliche Goldstücke statt der Knöpfe daran hat, zu untersuchen gehabt hätten.

Der originellste Gedanke aber, mit dem uns der Erzdiacon beehrt, ist S. 30 und 31, wo er uns die Bedenklichkeit haben läßt; ob, wenn auch wirklich der Fall der äußersten Noth vorhanden gewesen wäre, denn nicht die Cessirung des Eigenthums, sich auch auf alle übrigen Eigenthümer zugleich hätte erstrecken sollen? Wahrhaftig ein so erhabener Vorschlag ist nie von dem exaltirtesten Redner des Bergs im französischen Nationalconvent gehört worden! Robespierre in seiner Allmacht hätte ihn nicht gewagt; und du, Barrere, wärest damit der blutigen Mühe überhoben gewesen, die Münzstätte der Republik auf der stehenden Guillotine zu Paris, und auf den spatzierend fahrenden Guillotinen in den Departements zu errichten!

Schade nur, daß nicht gleich zur Zeit, als die Franzosen noch im Lande waren, und das entbehrliche Kirchenfilber aus den Schatzkammern der Kirche wanderte, dieser Vorschlag wegen Cessirung des Eigenthums aller Eigenthümer gemacht und ausgeführt wurde! Da wären wir auf einmal aller vergangenen und zukünftigen Noth überhoben gewesen! Da wären wir mit einem einzigen Sprung gewesen, wohin die Franzosen einen Weg von neun blutigen Jahren machen mußten; wir wären alle ganz, nicht nur halb, gleich gewesen.

Doch seyd wohl getröstet, ihr silberne Füße, Hände und Bäuche und all ihr unsterblichen Beweise der Wunder, die Gott an seinen Heiligen that, auch ihr silberne Herzen manches gemalten Bischofes, mancher gemalten Jungfrau und Nichtjungfrau, die ihr an unsern kunstreichen Altarblättern so lange prangtet; ihr werdet größtentheils wieder in eure alten Standquartiere zurück wandern; denn da jetzt die Noth aufgehört hat; so wird unfehlbar auf einen verhältnismässigen Ersatz und Ausgleichung gesehen werden, wie der Erzdiacon S. 30 meint und uns mit sich meinen läßt. Entgegen zittert ihr silbergeschnürten Hälse, ihr mit Karolinen prangende Brustleibchen baierischer Frauen und Mädchen! ihr werdet eure jugendverführerische Zierden verlieren, sie werden in die Entschädigungs-Masse für das durch den Krieg verlorne Kirchenfilber geworfen werden, und ach! ewig für euch verloren seyn!!!

Da jetzt die Manier, mit der Gregor der Siebente, seine eifrigen Nachfolger und Anhänger das Kirchenvermögen vertheidigten, nicht mehr zum guten Tone gehört: muß sich der unerschütterliche Fels Petri nicht höchlich erfreuen, in unserm Erzdiacon einen Vertheidiger jener alten Grundsätze Roms nur unter einer weniger machtsprecherischen Hülle zu finden!! Und jetzt nur noch einen Wunsch. Solltest du, o Rom! bey der neuen Errichtung baierischer Bisthümer auch nur eine einzige Infel auszuspenden haben; übersieh es ja nicht, selbe auf das infelgewohnte Haupt unsers Erzdiacon zu setzen. Du kannst kein lenkbareres Werkzeug zur neuen Begründung der alten Rechte des apostolischen Stuhles finden! Dieser Mann Gottes versteht es, andere meinen und sagen zu lassen, was er selbst meint; und jene Meinungen dann so schlecht zu widerlegen, daß man keinen Augenblick zweifeln kann, es seyen seine Meinungen, die er widerlegen zu wollen sich das Ansehen gab!!!

Zweytes Hauptstück.

I.

In diesem Hauptstücke werde ich zeigen, daß die Meinungen und Grundfätze, die der Erzdiacon in seiner Schrift äußert, nicht die Meinungen und Grundfätze der Mehrzahl unter uns find.

Daß ich dem Erzdiacon nicht Schritt für Schritt folge, davon hab' ich im Eingange schon die Ursache angegeben. Er hält selbst nirgends Schritt und Stand; hiemit kann man ihm auch nicht folgen. Aus dem Zusammenhange kann man auch nichts herausreißen; weil nichts darinn ist. Zum Beweis will ich nur einige Stellen ausheben, welche zugleich erklären, wie die Schrift des Erzdiacons sogar von heldenkenden Männern mit einigem Beyfalle konnte aufgenommen werden, insofern sie sich nemlich mit einigen erträglichen Stellen befriedigen lassen wollten.

2.

Recension der Schrift des Erzdiacons.

Es ist immer eine angenehme Erscheinung, wenn die Philosophie und die Philosophen auch in den Mauern der Klöster ihre Vertheidiger finden; und eine solche Vertheidigung gewinnt am Werthe, wenn sie von einem Manne kommt, der nicht et-
wa

wa aus Mißvergnügen mit seinem Stande und seiner Lage sich der Philosophie in die Arme geworfen hat; sondern von einem, der von seinen Mitbrüdern für würdig gehalten wurde, die Oberleitung ihrer Gesellschaft auf sich zu nehmen, und folglich sich an dem Ziele seiner irdischen Laufbahn befindet. Es bleibt noch immer auch in unseren Zeiten eine seltne Erscheinung, die Philosophie von einem mit einer Infel gezierten Haupte in Schutz genommen zu sehen. Das Verdienst davon wird noch durch die traurige Bemerkung erhöht, die jeder Unpartheyische machen muß, daß viele Philosophen sich gegenseitig nicht so gerecht zeigen; indem sie den Mann oft nicht von der Infel zu unterscheiden wissen, und weil vielleicht die Mehrzahl der Beinfelten der Philosophie gram ist, von diesen auf alle andere den ungiltigen Schluss machen, und hiemit eine Ungerechtigkeit begehen, die an Liebhabern der Weisheit doppelt strafbar ist.

Zum Beleg des Eingangs Gefagten, führe ich nur eine einzige Stelle an und zwar nur die nächste beste, die mir gerade S. II vorkommt.

„Es ist traurig, sagt der Verfasser, der sich, am Ende der Vorerinnerung Augustin Probst und, Erzdiacon zu Gars nennt, (der bescheidene Verfasser wollte sich nemlich auf dem Tittelblatte nicht nennen, um nicht das Ansehen zu haben, seiner Schrift durch seine Würden einen außerwesentlichen Werth zu geben) „es ist traurig zu bemerken, daß man jetzt so unbedingt auf Philosophie,

„und Philosophen schimpfet, ohne selbst zu wissen, warum?“

Ich hoffe durch diese einzige Stelle meine Leser auf das Ganze lüftern gemacht zu haben; indem dasselbe nicht gestattet mehrere Auszüge zu machen. Recensent fügt nur noch den Wunsch bey, der Herr Verfasser möchte uns bald wieder ein so angenehmes Geschenk machen; wobey er auf die Beystimmung aller Leser rechnet.

3.

Ueber diese Recension in der Recension.

Eine Komödie in der Komödie und auch außerhalb der Komödie werden Sie schon oft gesehen haben; nun haben Sie von mir auch eine Recension in einer Recension gesehen. Sie kann Ihnen zugleich zum Beweise dienen, daß ich mich auf das Loben vielleicht noch besser als auf das Tadeln verstehe.

Gesetzt auch, man wollte alles am Eingange und Schlusse löblich Gefagte nur für Recensenten Zucker halten; so sagen Sie mir im Ernste, ob aus oben angeführter Stelle nicht wenigstens auf einen billigen Gegner, wenn nicht Vertheidiger der Philosophie sollte mit Recht können geschlossen werden? — Aber mit Nichten. Es wird sich vielmehr zeigen, daß der Erzdiacon mit gefagter Stelle sich selbst das Urtheil spricht.

S. 44, 45, 46, und 47 sind Stellen, aus denen man auf den wärmsten, thätigsten Freund der Jugenderziehung schliessen sollte; die Wärme will ich dem Erzdiacon nicht absprechen, wohl aber die Thätigkeit, wodurch allein der ächte Eifer sich bearkundet; denn Virtutis laus omnis in actione consistit. Doch hievon im dritten Hauptstücke das mehrere.

4.

Ueber einreissende Irreligion.

Leider, sagt der Erzdiacon S. 9, lehrt es die Erfahrung, dafs auch bey uns auf dem Lande nicht wohl verdaute Grundsätze der Philosophie, und mit diesen Geringschätzung des Christenthumes und Unglaube sich vielfältig verbreiten. Um diesem Uebel Einhalt zu thun, fodert der Erzdiacon eine solide und zu eignem Nahrungsfaft verkochte — Dogmatik, um damit den Verstand der kleinen und grossen Kinder zu nähren, zu überzeugen, *und wo es geschehen kann*, mit hinreichenden Gründen zu befriedigen. S. II.

Ich kann mich nicht länger enthalten hier eine Bemerkung einzustreuen, die mir schon bey meiner ganzen Arbeit schwer auf dem Herzen lag, und da Wieland sagt, man könne, wenn eine Versuchung zu heftig wird, nichts besseres thun, als ihr unterliegen; so will ich seinem weisen Rathe folgen. Ueberall und vorzüglich bey obiger Stelle S. II wird eine glänzende Farbengebung des Ausdrucks, gepaart mit einer logisch strengen Zeichnung

nung der Gedanken dem Kennerauge des für Schönheit des Ausdrucks und Richtigkeit der Gedanken noch nicht abgestumpften Lesers nicht entgehen. Lassen Sie mich nur die belobte Stelle ästhetisch und logisch ein bischen zergliedern. Was kann schöner gesagt seyn als *eine solide und zu eigenem Nahrungsfaft verkochte Dogmatik*? ! Denn das ist richtig, bey etwas Solidem hat man immer etwas zu verkochen, es sey dieß in einem Topfe, oder Magen, und was im letztern Falle noch das beste ist, so erzeugt die Verkochung einen eignen, keinen fremden Nahrungsfaft, wie dieß bey dem Genuße der unsoliden Philosophie zu geschehen pflegt, als woraus nicht wohl verdaute Grundsätze entspringen.

Der Erzdiacon weiß, dafs kleine und (wie treffend) große Kinder immer gern essen, also sollen wir ihren Verstand mit der verkochten Dogmatik nähren. Haben sie gespeiset, so sollen wir sie auch überzeugen; denn nach S. 10 beruht der Glaube auf Ueberzeugung, der auch als Gabe Gottes betrachtet vorzüglich den Verstand affiziret. Damit also der Glaube nicht falle, sollen wir ihm die Stütze der Ueberzeugung als seinen Grund unterlegen. Doch darf ihnen dabey nicht bang seyn; es ist bey Ueberzeugen eben nicht nöthig den Verstand der großen Kinder mit hinreichenden Gründen (*rationibus sufficientibus*) zu befriedigen; denn das soll nur geschehen wo es geschehen kann. Wo es aber nicht geschehen kann, da ist es schon genug, wenn sie besagten Verstand nur überzeugen. Der Glaube als Gabe Gottes

mufs den

den Verstand wohl auf eine sonderbar übernatürliche Art überzeugen; weil sich das bewerkstelligen läßt, ohne ihn immer mit hinreichenden Gründen zu befriedigen. Unsterbliche Logik der Pater Horvath und Zallinger, auch ihr konntet mich den so wichtigen Unterschied zwischen *Ueberzeugungen* und zwischen *mit hinreichenden Gründen befriedigen* nicht lehren! das muß ich in meinen alten Tagen erst lernen, und in einem Alter, wo die meisten Tyroler schon pflegen gescheid zu seyn.

Solche Bemerkungen ließen sich auf jeder Seite machen; aber es gelte diese für alle.

Der Erzdiacon meint hier drey Dinge, und da er sie selbst meint, so muß er ihrer gewisser seyn als anderer, die er nur uns hat meinen lassen. *Erstlich* meint er, Verachtung des Christenthumes und Aberglaube verbreite sich auch vielfältig auf dem Lande. *Zweytens* hält er die Philosophie unserer Zeit für die Ursache dieses Uebels. Und *drittens* schlägt er die Dogmatik als Mittel wider dieses Uebel vor. Von diesen drey Stücken glauben wir gerade das Gegentheil. Wir meinen *erstlich*, der Unglaube verbreite sich noch gar nicht auf dem Lande. *Zweytens* meinen wir, die Philosophie unserer Zeit könne nicht die Ursache des Unglaubens seyn, wenn es sich auch wirklich so verhielte. *Drittens* halten wir dafür, eine zu eigenem Nahrungsaft verkochte Dogmatik sey kein Mittel wider den Unglauben, sondern ihre jetzige und bisherige Beschaffenheit sey vielmehr Ursache des Unglaubens.

Der Unglaube ist nicht auf dem Lande.

Die Geschichte aller Zeiten und aller Völker lehret es, und es läßt sich aus der Natur des Menschen darthun, daß der ungebildete Mensch und also das Volk auf dem Lande nie ungläubig, wohl aber abergläubig ist. Wenn bey und wegen der Unfittlichkeit unter den gebildeten Ständen viele ungläubig werden; so bleibt das Volk bey der größten Unfittlichkeit abergläubig, ja sein Aberglaube wächst mit seinen Lastern. Am allerwenigsten verbreitet sich aber der Unglaube, wie der Erzdiacon seufzend sagt, bey uns auf dem Lande. Die Geschichte unserer Tage lehrt davon gerade das Gegentheil. Oder hat der Erzdiacon es nicht bis in seine Klostermauern hinein gehört, wie der größere Theil des Pöbels wider die Abschaffung der Feyertage und Kreuzgänge tobte? weiß er nicht, daß gerade in seiner Gegend und Nachbarschaft ganze Gemeinden ohne Pfarrer, mit und ohne Kreuz und Fahnen ihre alten Kreuzzüge gemacht haben? weiß er nicht, daß selbst auf der Synodalversammlung des vorigen Jahrs einige Pfarrer erklärt haben, sie müssen alle verbotenen Kreuzgänge machen, aber um doch einigen Schein des Gehorfames gegen die Gesetze für sich zu haben, werden sie dieses nur an Sonntagen thun? und was nöthigte sie zu dieser Erklärung? nichts anders als die Furcht, ihr Pöbel möchte dann ohne sie mit dem Kreuz gehen, und sie als Lutheraner verabscheuen. Weiß er nicht, daß ungeachtet alle Pfarrer und Er selbst der

Mei-

Meinung waren, es dürfen vermög des Gesetzes nicht mehr als sechs Kreuzgänge gehalten werden, dennoch einige erklärten, daß sie für dieses Jahr das Gesetz noch nicht so ganz beobachten könnten; weil sie ihren Gemeinden schon versprochen hätten, alle Kreuzgänge zu machen, doch aber an Sonntagen? weifs er nicht, daß diese Selbst-Dispensation von dem Gesetze sogar in den Synodal-Beschluß, der vermittelt des Konsistoriums von Salzburg unserer Regierung hätte sollen übergeben werden, hineingekommen wäre; wenn nicht der Pfarrer K . . . g zu R . . . die Bemerkung darwider gemacht hätte, daß sich unsere Regierung nicht sehr an unserer Unterthänigkeit erbauen würde, wenn wir ihr ins Gesicht hinein sagten, daß wir zwar der Meinung seyen, das Gesetz erlaube nur sechs Kreuzgänge, wir wollen aber dasselbe für dieses Jahr zur Beruhigung unserer Gemeinden noch einstweilen übertreten? weifs er nicht, daß diese Klausel in dem vom Notar verfaßten Aufsatz schon wirklich stand? und daß sie wäre stehen geblieben, hätte nicht obiger Pfarrer und noch drey andere Pfarrer darwider protestirt? weifs der Erzdiacon nicht, daß jenes Gesetz überall nicht gehalten wurde, wo nicht Beamte und Geistliche einstimmig mit Macht und Wort darauf hielten? weifs er nicht, daß der Pöbel und seine Helfershelfer überall die Geistlichen, die das Gesetz genau beobachten, verfolgte oder gar mißhandelte?

Ist das nicht ein Beweis, daß weder Unglaube noch wahrer Glaube, sondern der roheste Aberglaube und Fetischendienst auf dem Lande
noch

noch fast allgemein unter dem Volke herrschet? ich übergehe hier tausend andere Zweige des tausendfältigen Aberglaubens, der, sobald ihm gesetzliche Schranken wollen gesetzt werden, sich allezeit und überall durch seine fanatischen Wirkungen äußert.

Doch ich verstehe, der Erzdiacon meint vielleicht nicht das Volk, er meint vielleicht nur diejenigen Leute auf dem Lande, die Grundsätze der Philosophie zu essen bekommen, sie aber nicht wohl verdauet haben. Und wer ist auf dem Lande als die Geistlichen, die eine solche philosophische Speise erhalten haben? und da das lange Leben der alten Geistlichen ihre gute Verdauungskraft hinreichend beweiset, wer anderst als die jungen Geistlichen, und vorzüglich die Hefprieester sind es, die mit ihren nicht wohl verdauten Grundsätzen der Philosophie Unglauben verbreiten? O ja freylich, diese sind es, welche den Unglauben an einen ungöttlichen Gott, an ein unchristliches Christenthum und an einen unkatholischen Katholizism verbreiten, und glaubet nur, nicht ohne Erfolg.

Ich kann diesen Punkt mit folgenden Worten aus Weillers Rede *über den Unglauben*, die ich zu lesen bitte, und die ganz für den Erzdiacon gemacht ist, schließen:

„Die Religion ist in Gefahr, ist bekanntlich das“
 „älteste Feldgeschrey gegen die Wahrheit. Mit“
 „ihm riefen sich die Wahrheitsfeinde von jeher“
 „zum Kampfe gegen das Licht auf.“

Die kantische Philosophie bewirkt nicht Unglauben.

Dafs der Erzdiacon die kantische Philosophie als die Ursache des verbreiteten Unglaubens und als eine Mitursache der Geringschätzung der Geistlichkeit, woraus jener folgt, ansehe; daran wird man keinen Augenblick zweifeln, wenn man folgende Stellen aus seiner Schrift gelesen hat.

S. 12. „Freylich hat die ausgeartete Philosophie“
„unserer Zeit der christlichen Religion sehr geschadet,

Und damit wir ja nicht zweifeln dürfen, was für eine diese ausgeartete Philosophie sey, so fährt er unmittelbar so fort:

„und Kant hat in dieser Hinsicht mehr Verwir-“
„rung und Unheil angerichtet, als er selbst vielleicht“
„nicht vorsah und anrichten wollte. Seine Schrif-“
„ten veranlaßten schreckbare Folgerungen, ärger-“
„liche Broschüren und — Unglauben.“

Weil aber diese von dem kurzsichtigen Kant nicht vorhergesehene; vom Erzdiacon aber hinten her gesehene große Uebel jener ausgearteten Philosophie den Hals etwa nicht ganz brechen möchte; so ruft er die große Nation zu Hilfe:

S. 13. „Die Franken selbst, die an der tiefsin-“
„nigen Englischen Philosophie dermal wirklich Be-„

hagen

hagen finden, machen sich über kantische und antikantische Philosophie, über den Halbgott Fichte und „über die kindischen Nachbeter des grossen Kants“ „lustig, sagt ein Beobachter aus Paris, (Meine Freystunden in Paris. Basel 1800) und der tief- „sinnige Kopf, Director Sieyes, hat es aufrichtig „gestanden, dafs ihm diese Art zu denken we- „der Licht noch Wärme verschaffte.“

Ist es nicht ein Bischen erlaubt, über den kindischen Nachbeter eines ungenannten Reisenden sich lustig zu machen, der sich selbst oft, und am stärksten dem Erzdiacon, dessen Gewährsmann er doch seyn soll, widerspricht.

Da ich das Buch, aus dem der Erzdiacon der kantischen Philosophie den tödtlichen Stofs versetzen will, im Original vor mir habe; so werde ich das so eben Behauptete aus demselben nachweisen. Es hat den Titel: *Mes Matinées à Paris*.

S. 124. wird Kant nicht von den Franzosen, sondern von diesem Reisebeschreiber selbst ein grosses, berühmtes Genie genannt: le grand génie du celebre Kant. Da der Verfasser ein grosser Freund der christlichen Religion ist; so würde er Kant nicht so hoch erheben, wenn es wahr wäre, wie der Erzdiacon sagt, dafs Kant Unglauben durch seine Schriften bewirkt habe.

Die Franzosen selbst heissen ihn den grossen Kant. Der Verfasser sagt dies S. 125, wo er in einer Gesellschaft die Franzosen über unsere Litteratur folgendes Urtheil fällen hörte. „On com-

„mença a se moquer de nos nouveaux Philosophes,“
 „furtout du mi Dieu Fichte et des pitoyables imi-“
 „tateurs du grand Kant. Man fieng an über un-“
 „fere neuen Philosophen, vorzüglich über den Halb-“
 „gott Fichte, und die erbärmlichen Nachbeter des“
 „großen Kant zu spotten.“

„S. 128. Tous les rêves métaphysiques les en-“
 „nuient. Aussi Kant n'a pu gagner aucun favant“
 „françois; ils repondent franchement: Nous ne le“
 „comprenons pas. Alle metaphysischen Träume-“
 „reien machen den Franzosen lange Weile. Auch“
 „konnte Kant keinen einzigen französischen Ge-“
 „lehrten für sich einnehmen; sie gestehen offenher-“
 „zig: Wir verstehen ihn nicht.“

Da Sieyes auch ein französischer Gelehrter ist;
 so wird auch er vermög des Gefagten ihn nicht
 verstehen?

Muß man nicht gestehen, führt der Erzdiakon
 nicht wichtige Gewährsmänner wider die kantische
 Philosophie an, die es alle selbst gestehen, daß sie
 ihn nicht verstehen? Doch die Franzosen gestehen
 es wenigstens offenherzig ein. Möcht' es doch auch
 der Erzdiakon stillschweigend sich selbst eingestanden
 haben! Möcht' er doch nicht augenblicklich vergessen
 haben, was er S. 11. sagt: *Es ist traurig zu bemer-*
ken, daß man jetzt so unbedingt auf Philosophie
und Philosophen schimpfet, ohne selbst zu wissen,
warum?

Wer schimpft unbedingter, und wer weiß weniger warum? Hören wir ihn nur S. 33, wo er sagt: „Der böse Zeitgeist, die Mißgeburt unächter Philosophie, dem es einmal darum zu thun war, Religion, Sittlichkeit und Thron zu untergraben u. f. w.“

Ist da nicht mit drey Worten geschimpft, was die Augsburger, was Zallinger und Miotti in ganzen Bänden schimpfen?

Wie muß sich die Tuba magnum clangens sonum in Salzburg nicht erfreut haben, durch unsern Erzdiacon ihr Urtheil über Kant bestättiget zu finden! Ist der Erzdiacon daran Schuld, wenn man nicht sogleich alle Kantianer spisset, damit sie geschwind zum Teufel fahren können! Auf französisch:

Puissent ils tous être empalés cent fois!
Et que le ciel, qui confond les coupables,
Pour mon plaisir les donne à tous les diables!
Ainsi parlait le moine avec aigreur;
Et tout l'enfer en rit d'assez bon coeur.

Sieh das Leben der heil. Johanna von Bogen nach der französischen Uebersetzung des Arouet in Reimen, 5ter Gefang.

Ich kann überhaupt nicht begreifen, wie der Erzdiacon den Verfasser oben gemeldter Freystunden als seinen Gewährsmann wider die kantische Philosophie anführen mag, als welcher ein Erz-
ver-

verächter des Katholicism' und der Klostergeistlichen ist , wie folgende zwey Stellen beweisen werden :

S. 169. „Je soutiens donc hardiment , et je“
 „crois avoir la vérité entièrement de mon côté :“
 „que la religion catholique ne conviend pas à une“
 „Republique , à aucun peuple libre et sage. Ich“
 „behaupte also zuversichtlich und glaube die Wahr-“
 „heit ganz auf meiner Seite zu haben : daß sich die“
 „katholische Religion mit keiner Republik , mit“
 „keinem freyen und weisen Volke verträgt.“

S. 173. „En France on ne regrette pas les cou-“
 „vens , car tous les gens sensés conçoivent très“
 „bien , que ce fûrent des cloaques d'impudicité et“
 „de désordres. Plusieurs Religieux mêmes m'ont“
 „avoué , que *Venus* étoit la Déesse , qui y avoit“
 „son trône établi. Les plus belles filles du pays ,“
 „disoient-ils, s'abandonnoient à nous , elles aiment“
 „les couvens, parceque les moines étoient discrets,“
 „ont su garder les secrets , ont pu se taire , tan-“
 „tisque les hommes mondains , les officiers et au-“
 „tres partolent publiquement des faveurs reçues,“
 „racontotent les scènes secretes. Dans les couvens“
 „tout étoit couvert d'un saint voile , impénétrable“
 „aux yeux des profanes ? Elles et nous, ajoutotent-“
 „ils avions un intérêt égal à ce que tout reste ca-“
 „ché.“ In Frankreich bedauert man die Klöster
 nicht ; denn alle vernünftigen Leute wissen sehr
 wohl, daß sie Senkgruben der Unzucht und der
 Ausschweifungen waren. Es haben mir mehrere
 Klo-

Klostergeistliche selbst eingestanden, daß Venus die Göttinn war, die dort ihren Thron aufgeschlagen hatte. Die schönsten Mädchen des Landes, sagten sie, überließen sich uns, sie liebten die Klöster, weil die Mönche verschwiegen waren, Geheimnisse zu bewahren wußten, und schweigen konnten, während die Weltleute, Offiziere, und andere, öffentlich von den erhaltenen Gunstbezeugungen sprachen, die geheimen Auftritte erzählten. In den Klöstern war alles mit einem heiligen, den Augen der Uneingeweihten undurchdringlichen Schleyer bedeckt. Ihnen und uns, fügten sie hinzu, lag gleichviel daran, daß alles verborgen blieb.

Daß der Erzdiacon auch den verrosteten Spas über den Halbgott Fichte mitmacht: darinn ist er sich ganz gleich. Fichte ist wohl ein Halbgott gegen hundert katholische Sündenfabrikanten, die in hundert Folioebänden nicht soviel Wahres und Erhabenes sagen, als Fichte nur in einigen Blättern seiner Sittenlehre. Niemand wird es jungen, für Wahrheit und Sittlichkeit noch nicht verdorbenen Männern verargen, Fichte einen göttlichen Mann zu nennen, wenn sie seine erhabene Lehren aus seinem Munde hörten. Mit Recht kann von ihm gesagt werden, was Lucrez im 5ten Buche *de rerum natura* so schön von seinem Helden sagt:

At nisi purgatum 'st pectus, quae praelia nobis,
 Atque pericula tunc ingratis insinuandum?
 Quantae conscindunt hominem Cuppedinis acres
 Sollicitum curae? Quantique perinde timores?
 Quidve superbia, spurcities, petulantia, quantas
 Efficiunt cladeis? Quid luxus, Desidiesque?

Haec igitur qui cuncta subegerit, ex animoque
Expulerit dictis, non armis; nonne decebit,
Hunc hominem *numero Divum* dignarier esse?
Cum bene praesertim multa ac divinitus ipsis
Immortalibus de Divis dare dicta scierit.

Ihnen noch weitläufig zu beweisen, daß die
kantische Philosophie den Unglauben nicht verbreite,
hiesse Sie beleidigen, und Ihnen lange Weile ma-
chen. Wären Sie auch nicht schon lange davon
überzeugt gewesen; so hätte Sie die Prüfung des
katholisch-praktischen Religionsunterrichtes gewiß
einleuchtend davon überzeugt.

7.

Die Dogmatik befördert den Unglauben.

Wenn auch jemand einen solchen Straußen-
magen hätte, um die bisherige Dogmatik in eigenen
Nahrungsaft verkochen zu können; so wird er,
wenn anderst sein gesunder Verstand bey diesem
Geschäft nicht verloren gegangen ist, nur die frucht-
los verschwendete Verdauungskraft bedauern und
gestehen müssen, daß dieselbe, weit entfernt den
Unglauben zu verhindern, ihn durch Verewigung
des Aberglaubens vielmehr befördere. Auch die-
ses wissen Sie aus oben genanntem Buche besser,
als ich es sagen könnte. Hoffentlich werden Sie
so glücklich gewesen seyn, dieses Buch zu lesen,
ehe es noch der Bannstrahl, der von Salzburg bis
nach Baiern herausgeblitzt hat, aus ihren Bücher-
schränken weg in die Flammen eines wohlgeheizten

Ofens, nicht etwa eines Rauchofens, verbannet hat! Ich bin stante pede damit gefahren, und der ketzerische Rauch davon hat mir meinen Kaffee und meine gute Laune verdorben. Die Flammen davon schlugen so fürchterlich um sich, daß sie beynahe die feuerfangende Kleider der Köchinn und der Mägde des Pfarrers, wie einst die armen Einheizer des Sidrach, Misach und Abdenago ergriffen hätten.

Doch ich Armer wollte gern dieses Unglück und den Verlust eines Kronenthalers, den mich das Buch kostete, und den ein armer Koadjutor in einer ganzen Woche nicht verdienen kann, verschmerzen! aber daß ich für mein theures Geld noch durch marternde Gewissensbisse gefoltert werde, das ist zu arg, das ist Unglück über Unglück. Ich war nemlich Einer jener Unglücklichen, denen das verdamnte Buch größtentheils gefiel; weil aber das Konsistorium in Salzburg so hartherzig war, die Glaubens- oder Sittenwidrigen Sätze dieses Buches nicht anzuzeigen; so schwebte ich in dem marternden Zweifel, ob nicht auch Ketzereyen in dem steckten, was mir gefiel; und weil die meisten Ketzereyen einen ipso facto excommunicirt oder gar irregular machen; so weis ich ja nicht, ob ich eine einzige Verrichtung licite mache, und ob ich das heilige Brevier valide bethe. Wie leicht wäre es dem Konsistorium gewesen, mich und viele meines Gleichen aus dem Pfuhle der Ketzerey herauszu ziehen, wenn es bestimmt angezeigt hätte, wo das sicht- und unsichtbare Gift in jenem Buche stecke!

ich

ich weiß gewiß, die baierischen Theologen und Philosophen hätten ihren Momus und Jokus nicht wider dasselbe zu Felde ziehen lassen. Das Verdienst, dreyßig Jahre lang das aufgeklärteste Konsistorium Deutschlands gewesen zu seyn, kann und will ihm Niemand anstreiten. Sollte endlich der Wind immer gegen Abend gehen; so kann man vom besten Segler nicht fodern, daß er gegen Morgen fegle; er kann höchstens laviren.

Man sagt indeß, das Verbot dieses Buch zu lesen, sey wieder stillschweigend zurückgenommen worden; weil sich die bessern Mitglieder des Konsistoriums desselben geschämt hätten, und die *Tuba magnum clangens sonum*, die dasselbe im ersten Anlauf betäubte, soll sich selbst wieder zum Stillschweigen haben bringen lassen; ich weiß nicht, ob durch *den Nachtrag*, genannt: *Kürze Darstellung der Prüfung*, oder durch die Fürbitte eines Heiligen oder einer Heiligin; denn auch die Götter dieser Erde lassen sich durch ihre Auserwählten erweichen. Haben Sie also das Buch nicht, wie ich, im Sturm-Marsch verbrannt, sondern etwa nur unter die *libros prohibitos* zu Eisen und Banden verurtheilt; so können Sie es wieder aus seiner Gefangenschaft erlösen und daraus lernen, daß *die Dogmatik*, wie sie bisher war, den Ungläubigen befördert.

Drittes Hauptstück.

*Bemerkungen über die bisherige erzdiac-
nalische Verfassung und ihren Werth nebst
einigen unmafsgeblichen Wünschen.*

I.

Das Erzbisthum Salzburg hatte das gemeinschaftliche Schickfal mit dem übrigen Deutschlande, von den leichten und schweren Truppen der Bettelmönche als stehenden Truppen des Aberglaubens und der Dummheit überschwemmt zu werden. Aber es hat das ganz Besondere, dafs Mönche sich in die bischöfliche Hierarchie, ich weifs nicht eingedrungen oder eingeschlichen haben; und das nur in dem Bezirke dieses Erzbisthums, der im baierischen Gebiete liegt, oder lag. Hier vertretten die drey Prälaten von Baumburg, Chiemsee und Gars die Stelle der sonst in der ganzen katholischen Kirche gewöhnlichen Landdechanten; denn es sind zwar in dem Bezirke von Gars zwey Decani, aber sie sind nur Decani mortuorum, wie wir sie heissen; da sie keine andere kirchliche Gerichtsbarkeit ausüben, als die, die verstorbenen Pfarrer zu begraben. Diese drey Prälaten haben das Mit- und aufsichtliche Hirtenamt, nach dem selbst beliebten Ausdrucke unsers Erzdiacons, über 67 Pfarreyen, 238 Weltgeistliche und 98538 baierische Seelen.

Seelen. Die Weltgeistliche des übrigen Deutschlands können es nicht begreifen und noch weniger die französischen, die lange unter uns waren, wie es die Mönche bey uns so weit bringen konnten. Erhält ein Geistlicher aus einem andern Bisthum Baierns in dem unfrigen eine Pfarrey; so kommt ihm nichts widriger und abgeschmackter vor, als dafs er in seinen alten Tagen noch unter eine Mönchsregierung sich fügen solle.

2.

Mönche taugen nichts, um die Volkslehrer zu regieren.

Mönche kommen in einem Alter in das Kloster, wo sie unmöglich die Welt- und Menschenkenntniß haben können, die zur Leitung von Volkslehrern erfordert wird. Da werden sie dann zu einem blinden Gehorsam und zum Chorsingen dressirt; folglich erhalten sie weder die sittliche noch die wissenschaftliche Bildung, die zu ihrem Geschäfte erfordert wird; ihre Seelen werden durch den blinden Gehorsam krumm und ihr Geist stumpf; ich sage in der Regel; denn Ausnahmen giebt es überall. Wer aber gewöhnt wird blind zu gehoramen, der lernt dadurch auch blind befehlen, wenn dieses an ihn kommt.

Da ihr Hauptberuf die Erfüllung der drey Gelübde und das Chorsingen, die Seelsorge aber nur ein zufälliges Nebengeschäft ist; so sind sie auch von dieser Seite unfähig die Weltgeistlichkeit zu regieren.

Die Kooperatoren und Koadjutoren.

Das Konsistorium von Salzburg mischt sich nur selten in die Befetzung der Koadjutors- und Kooperatorsplätze ein; sondern es überläßt dieses in der Regel den Erzdiakonen. Weh euch ihr armen Koadjutoren, wenn ihr bey eurer ersten Anstellung in der Seelforge nicht gleich zum Erzdiacon lauffet und das Homagium ableget, d. h. wenn ihr nicht den blinden Gehorsam gelobet und dem Prälaten die euch zu reichen nie vergessene gnädige Hand oder den Ring küßet! Wehe euch, wenn ihr dem Herrn Notar, und noch mehr wehe euch, wenn ihr dem allergnädigsten Herrn Kammerdiener nicht eure allerunterthänigste Aufwartung machet, und euch seiner beharrlichen Gnade etwa mit einem großen Thälerchen versichert; denn mehr kann seine Gestrengheit euch armen Schluckern nicht zumuthen. Versäumt ihr diese eure ersten Pflichten und seyd ihr an einem elenden Plaze; so wird euch kein Verdienst davon befreyen, und ihr werdet sitzen bleiben. Seyd ihr an einem guten, so wird ein unvermuthetes Dekret euch bald aus dem Sattel heben. Kooperatoren werdet ihr gewiss so lange nicht werden, bis man befürchtet, ihr möchtet euch über eine offenbare ungerechte Zurücksetzung in München oder Salzburg beklagen. Werdet ihr aber doch Kooperatoren, so wird man euch den schlechtesten Plaz zu geben wissen. Und nicht zu vergessen, da müßt ihr einem jeweiligen Herrn Kam-

Kammerdiener ein schönes Honorar, aber nicht mit zwey Thalern, sondern mit mehr machen; sonst schickt er es euch zurück, wie es ein solcher Herr Kammerdiener einst dem feligen Z gewesenem Kooperator zu Z. machte. Oder wenn ihr ihm etwa gar kein Honorar zu machen den unbilligen Gedanken habet; wie es der Kooperator G . . . zu R zu machen gesinnt seyn soll; so werden wir ihn, sprach neulich der Herr Pedel zum Pfarrer zu P., sitzen lassen. Laßt ihr euch gar einfallen eurem Herrn Pfarrer oder gar der Jungfer zu widersprechen, oder ihnen in billigen Sachen nicht willfährig zu seyn; so werdet ihr bald euren Wanderbündel machen müssen und noch obendrein als Unerträgliche oder als Unausstehliche *nigerrima nota* gebrandmarkt werden. Solltet ihr etwa gar so aufbraufende Köpfe seyn, und Beschimpfungen mit Beschimpfungen, Sottisen mit Sottisen dem Herrn Pfarrer oder gar der Jungfer, besonders wenn sie im Dienste ihres Gebieters schon das kanonische Alter und Recht erlangt hat, erwiedern; wehe euch, ihr werdet ohne weiters in's Kloster Chiemsee, Baumburg oder Gars wandern müssen, wo man euch auf gut mönchisch etliche Tage in ein Loch sperren wird, wie dieß zu seinem Unglück vor ein paar Jahren erfahren hat der fünfzigjährige Kooperator L zu P . . ., der in der Hitze eines Wortwechsels mit seinem Pfarrer einige grobe Worte wider die Jungfer, den Pfarrer und sogar wider einen Erzdiacon selbst ausstieß. Der Pfarrer überschrieb ihn, und mein schon presthafter Kooperator mußte 9 Stunden weit

zum

zum Erzdiacon wandern, um dort im Karzer seine Grobheit wegen der mittel- und unmittelbaren Beleidigungen gegen seinen Pfarrer zu büßen. Wie würde es ihm erst ergangen seyn, wenn ihm der Erzdiacon die gegen ihn ausgestossenen Lästereien nicht großmüthig verziehen hätte! vielleicht hätte er dann gar zum Kayser Karl dem Großen im Untersberg wandern müssen.

Ganz anders gieng es vor etwa 4 Jahren, als ein Schlucker von Koadjutor sich unterfieng, auf Einrathen von zwey ausgezeichnet rechtschaffenen, gelehrten, und von zwey großen Fürstengeehrten Männern, eine Art von Anklage nicht wegen seiner, sondern wegen etwas, quod non nominetur inter vos, und worüber Palingenius sagt:
— — — Facias pejora necesse est

Si non — — — —
gegen einen gar angeesehenen, jetzt nicht mehr lebenden Pfarrer, zu machen. Man konnte nie recht erfahren, ob die Anklage eine Wirkung für den Angeklagten hatte; für den Kläger hatte sie die Wirkung, dafs er von zwey Erzdiaconen als ein unruhiger Kopf betrachtet wurde.

Also hüten Sie sich nur vor den kleinen Füchsen, die nach S. 39 unsers Erzdiacons, Verwüstungen im Weinberge anrichten, die großen Füchse läfst man schon laufen.

Alles in diesem Punkte Gesagte geht nicht allein das Archidiaconat Gars, sondern alle wirklichen und möglichen Mönchsarchidiaconate an.

Von

*Von den Synodal - Versammlungen in Gars
und Mühldorf.*

Spectatum admissi, risum teneatis amici!

Nach dem berühmten Wasservogel * in dem eben so berühmten Markte (Honni soit qui maly pense) Wurmansquick, und nach der Eselsprozession in der Stiftskirche zu Altötting am Palmsonntage, kann es keinen ernsthaften Spass geben, als die Synodalversammlungen der Patrum conscriptorum, die zu Gars und Mühldorf abwechselnd alle Jahre, mit Ausnahme jedes dritten Jahres, gehalten werden. Ein gar alter Geistlicher pflegt sie nur den Schusterjahrtag zu betiteln; daher er auch nur selten sich dabey einfand. Wir wollen sehen, ob er Unrecht hat.

Einige Pfarrer haben 12 bis 15 Stunden nach Gars, wohin sie mit eignen Pferden oder mit fremden in einem ganzen Tage kaum kommen können. Am Tage der Synode sollte das Fest um 8 Uhr seinen Anfang nehmen; wenn aber noch ein Paar wichtige Nachbarn, die eine oder zwey Stunden von Gars entfernt, noch nicht da sind, so wartet man bis 9 Uhr. Mit schwarzen Mänteln, die der
Pe-

* Voriges Jahr schnitt die weise Regierung mit einem gewaltigen Schnitte diesem alten Wasservogel den Lebensfaden ab, ob er gleich alles anwendete sein Leben zu erhalten.

Pedell bey der löblichen Burgerschaft zu Kraiburg entlehnt, bedeckt, folgen die schwarzen Patres conscripti dem Erzdiacon in die Kirche, der sich dort pontificaliter ankleiden läßt, und da rufen sie den heiligen Geist an, gehen wie bey allen Jahrtagen zweymal zum Opfer, und nach anderthalb Stunden Zeit zieht man eben so feyerlich in eine Kapelle, wo man das Veni creator Spiritus bethet, und dann wird den Patribus conscriptis von einem Klostergeistlichen eine Rede in lateinischer Sprache, wo sie zu lehren, und von dem Erzdiacon eine, wo sie priesterlich zu leben gelehrt werden, gehalten. Nach diesem werden einige Befehle des Ordinariats verlesen und von jedem Pater conscriptus der Synodalbericht in die Hände des Erzdiacons selbst hinterlegt und ihm der Ring geküßt. In dem Synodalbericht darf ja der Beichtzettel nie vergessen werden, wo es nicht genug ist, öfter gebeichtet zu haben, sondern alle Monate und an den höhern Festen. Und hiemit Punctum fatis. Doch nein! Die Hauptsache kommt erst. Post tot exantlatos labores muß man seine erschöpften Kräfte wiederherstellen; bey einem Jahrtag macht das Mittagmal den Beschluß, wie in einem Lustspiel die Hochzeit. Man speist zu Gars im großen Gastzimmer, und zu Mühlendorf bey dem Gaigl, höchstens ein paar Stunden. Amen.

Ist es nicht der Mühe werth, eine Reise von zwey bis drey Tagen mit einem Kosten von zehn bis zwanzig Gulden zu machen, um einer so nützlichen Versammlung beyzuwohnen?

So waren die Synoden, seitdem das Archidiaconat ist. Dem jetzigen Erzdiacon gehört im Ernste die Ehre, das Lächerliche einer solchen Versammlung der erste eingesehen zu haben; daher er sich seit einigen Jahren bestrebt, selbe zu verbessern, das ihm aber bisher noch nicht gelungen ist aus Ursachen, die leicht zu errathen sind. Es läßt sich schliessen, was für Leute die Vorfahrer des Erzdiacons müssen gewesen seyn, von denen keiner an den Synoden etwas auszustellen gewußt hat.

Doch ich darf nicht vergessen, daß doch eine Art von Verhandlung unter den versammelten Vätern vorgeht. Wann nemlich die Suppe noch nicht auf der Tafel steht, so klagen sie einander ihr Kreuz und Elend, das sie mit den Koadjutoren und Kooperatoren haben. Diefs geschah auf eine besonders merkwürdige Art im Jahre 1791 auf der Synode zu Mühldorf, wo die feinern Nasen schon anfiengen das Ketzergift zu riechen, mit welchem die aus dem Aluminate von Salzburg herauskommenden Zöglinge angesteckt waren. Ein noch lebender Pfarrer machte mit drey andern, von denen nur noch einer lebt, einen Ausschufs und stellte die Gefahr vor, welche der Rechtgläubigkeit durch die Grundsätze und Bücher bevorstehe, welche die Alumni von Salzburg herausbringen. Sie wurden zu diesem Schritte um so mehr ermuntert, als der damalige Erzdiacon eine Rede über diesen Gegenstand hielt. Von diesem Zeitpunkte an waren die armen Alumni ein immerwährender Gegenstand der Verfolgung, und sind es noch, so viel es sich
nur

nur immer thun läßt. Eine Folge jener Synodalunterredung und der dort verabredeten Plane ist folgender Brief eines noch lebenden geheimen Inquisitors, der sein infames Geschäft nur mit seinem Geiste aufgeben wird, wenn er nicht noch bey Lebenszeiten zum Falle rief befunden wird.

5.

Ein Brief mit Anmerkungen.

Hochwürdiger, Hochzuverehrender Herr N!

Mir ist mitls eigner Zuschrift und ganz in der Stille von Titl Herrn Erzdiacon zu Garf der Auftrag übergeben worden, in Geheim Nach zu forschen was die jüngst von Salzburgl. Alumnat herausgekommene H. Coadjutores vor Buecher mit sich bringen, oder mit sich gebracht haben, Sie werden mir daher ein ganz besondere gefälligkeit erweisen, wen Sie mir wissen lassen könnten, was zum Beyspill der H. N. vor buecher habe: dieß solt aber noch diese Woche geschehen, denn auf negst kommenden sonntag werde ich eben auf dieser uhrsache haben eine kleine Vakanz Reise machen 1) um auch ander-

1) In der Vakanz fangt man die Vögel, richtig; aber meines Wissens haben des Herrn Grossinquisitors Gnaden keinen gefangen; sondern sind in dem ersten Fallstricke, den Sie legten, selbst gefangen werden; id est, Sie haben eine lange, lange Nase bekommen. Wenn Sie noch im Besitze des Bücherverzeichnisses sind, das Ihnen zufolge Ihres hohen Auftrages unter-

derwerthig ein wenig umzusehen. Wenn Sie exempli gratia etwas finden: v. Doctor Zimmermann: Wieland: Eselin: 2) Bard: Jerusalem: v. Stuttgardischen Sammlungen: Hamburgerl. Magazin: Voltaire: Rousson: etc. so ist's, was ich Suche: 3)

wormit ich die Ehre habe mit entschiedener hochachtung zu sein

Wohlderofelben

N. den 17ten Octob. 1791

Ergebenster

N. N. N.

6.

unterthänig - gehorsam eingeliefert wurde; so werden Sie auch folgende zwey sehr wichtige und des Feuers würdige Bücher finden: *erstlich la bestia trionfante* und *zweytens tuba magnum clangens sonum*. Schade nur, daß Sie zu feig waren sich die Wegnahme dieser Bücher vermittelt eines eigenen Auftrags auftragen zu lassen; da wären Sie doch zum zweyten Male über das Eis geführt worden: denn obwohl der Inquisit den Aufsatz seiner Bücher selbst verfaßte, und Sie nur die Abschrift davon erhielten; so waren doch jene Bücher eben nicht in seiner Bibliothek.

2) Es scheint der geheime Hr. Bücherrath seyen ein näherer Geistesverwandter mit der Eselin als mit dem Schriftsteller Eselin.

3) Sobald in einer Synode wieder ein Schullen-Inspectort erwählt wird, und ich bis dort ein pater conscriptus bin; so werde ich diesem deutschen Cicero mein Vota vor allen andern geben. Das klassische Latein, das unsere alten Herrn

Vom heiligen Brevier.

Ich kannte einen alten Benedictiner Kuchelmeister mit Namen Pankratius Welsch, der sagte, er könne es nicht leiden, wenn man lateinische terminos in das Deutsche immiscire. Auch ich bin seiner Meinung, habe mich auch bestrebet das Deutsche nur deutsch zu sagen. Dafs ich aber oft lateinische Sprüchlein und Verslein einmischte; das kommt nur daher; weil ich durch das gewissenhafte Bethen des Breviers immer größern Geschmack an der Sprache des alten Latiums bekomme. Ich bin keiner von denen, die verschiedene Dictamina über das Brevierbethen verbreiten wollen, wie der schon belobte und wieder zu belobende Karl Kloker in bemeldtem Schreiben sagt. Und wäre mir jemals die geringste Versuchung dazu gekommen; so wäre sie durch den Befehl des Konfisto-

Herrn noch lernten, hängt ihnen beym Deutschen noch an. Nimmermehr wird ein deutscher Michel einen solchen Brief aufsetzen können. Sollten wir etwa bey einer neuen Ordnung der Dinge einen Dechant wählen dürfen, wenn anderst als diesem Mann Gottes werden Sie Ihre Stimme geben? unser neue Bischof wird ihn gewifs zu seinem geistlichen Rathe machen.

Laßt sich vom Auftrage und von der Wahl des Beauftragten nicht auf den Beauftragten schließen?

istoriums von Salzburg, welches uns das Brevier-
betheu sub gravi unterm vorigen Jahre auf ein neues
einschärfte, mir auf immer vergangen.

Das Konfistorium hat jährlich viele Verord-
nungen und Anordnungen gemacht; aber in einer
Zeit von zehn Jahren sind nur 4 zu uns nach Bai-
ern gekommen. Die *erste* war wider die kleinen
Coelibatsfische, z. B. dafs ein Pfarrer nicht mit
seiner Köchinn fahren dürfe; vom Gehen geschieht
dabey keine Meldung. Dafs ein Pfarrer nicht mit
seiner Köchinn essen solle; ob der Kaplan nicht
mit ihr essen dürfe, davon steht nichts, und noch
mehreres steht auch nicht. Die *zweyte* war ein
Verbot des katholischen Katechismus; das *dritte*
das Verbot *der Prüfung*, das *vierte* betraf die
Einschärfung des Breviers. Diese haben wir ver-
muthlich der besondern Verwendung des Erzdia-
cons zu verdanken, das sie ihrer grossen Gemein-
nützigkeit wegen auch verdienen. Aber sollten Sie
etwa glauben, es wäre mir bey den belobten vier
Verordnungen nicht mein voller Ernst gewesen;
so müssen Sie es mir doch glauben, wenn ich dem
Ordinariats Befehl vom 14 May 1800, der uns
durch den Erzdiacon in der Mitte des Jahres 1802
schon mitgetheilt wurde, meinen ganzen Beyfall
zolle. Um mein ungeheucheltes Lob in den Augen
der hämischen Welt zu begründen, führe ich nur
einige Punkte an, die jeder Pfarrer jährlich in dem
zu machenden Synodalbericht beantworten mufs.

Erste Frage. Ob das Wort Gottes wenigstens
alle Sonn- und Hauptfesttage recht geprediget werde?

Zwey-

Zweyte Frage. Ob die Kinder in den Anfangsgründen des Glaubens alle Sonn- und Feyer-tage durch häufige Katechesen genau unterrichtet werden?

Dritte Frage. Ob und wie oft die Seelforger in jeder Woche die Schule besuchen, und dort die Jugend in der christlichen Lehre zu unterrichten pflegen?

Wer wird die Nothwendigkeit und Güte dieser Fragen bezweifeln? aber wer wird nicht zugleich erstaunen, daß diese das Wesen des geistlichen Standes betreffende Fragen erst im Jahre 1800 vom Konsistorium aufgegeben, und im Jahre 1802 vom Erzdiakon uns mitgetheilt worden sind? Gewiss mußte die Geistlichkeit seit mehr als hundert Jahren die Mönchsfrage beantworten, ob man alle Monate wenigstens und an höhern Festtagen gebeichtet habe? War das wichtiger als die Frage, ob man das Volk durch Belehrung zur Sittlichkeit leite, und wie? Bis auf diese Stunde weiß der Erzdiakon nicht, daß es in den Pfarreyen seines Bezirks, und so auch in den zwey andern Archidiaconalbezirken größtentheils nicht gebräuchlich ist an Sonn- und Feyertagen Nachmittags eine Katechese für die Jugend zu halten! Er weiß es nicht, daß in den meisten Pfarreyen die Jugend jährlich nur 5 bis 7 Stunden in der Religion unterrichtet; oder vielmehr zum Beichten und Speisen dresseirt wird! Er weiß es nicht, daß einige Pfarrer und vorzüglich mehrere Koadjutoren
erst

erst seit einigen Jahren nicht ohne viele Schwierigkeiten sonntägliche Katechesen eingeführt haben, oder zu gewissen Stunden in der Schule katechisiren! Aber das weiß er gewiß, wie viele Geistliche sich keine Krone auf den Kopf scheeren lassen! Nicht umsonst hat er diese Widerspenstigen in der letzten Synode mit dem Verluste des Privilegii clerici bedrohet! Wer sollte aus der letzten Numer seiner Schrift über den Schulunterricht in ihm nicht den eifrigsten Schulfreund suchen? und doch hat er nie sich darum besorgt, ob ein Geistlicher seines Bezirks die Schulen besuche oder nicht, wohl aber jährlich das monatliche Beichten eingeschärft. Nie hat er bey Beförderungen die geringste Rücksicht auf Thätigkeit in der Schule genommen. *Ex fructibus eorum cognoscetis eos.* Und so ist es, und war es auch bey den andern Erzdiaconen.

Erhellet aus dem Gesagten nicht hiulänglich, dafs Mönchsregierung in der Kirche nichts taugt ???

7.

Ueber Geringschätzung der Geistlichkeit.

S. 41 giebt der Erzdiakon als ein Hauptmittel die vermeintlich verlorne Achtung der Geistlichkeit wieder zu erobern folgendes an. Er sagt: *Ueberhaupt muß der gute Seelsorger allen alles werden, damit er alle gewinne. So wenige Pau-*

lus es giebt; so wenig Menschen giebt es, die den Sinn dieser Worte fassen und den Muth haben darnach zu leben. Unter hunderten, die sich diesen Spruch zum Ziele ihres Thuns wählen, wird kaum *Einer* allen alles, und 99 werden *Allen* nichts. Dieser Spruch ist gar oft das Steckenpferd von Menschen ohne Grundsätze und ohne Muth, die anstatt ihre Gemeinde zu leiten, sich wie ein Rohr von jedem hin und her treiben lassen. *Allen Alles werden* heist oft auch soviel, als: *auf beyden Achseln Wasser tragen, warm und kalt aus Einem Munde blasen, weder warm noch kalt seyn.* Die ganze Schrift des Erzdiacons ist ein redender Beweis, daß auch Er diesen Spruch äußerst schief gefaßt habe. Dieser Spruch ist die Maxime aller Hofbeichtväter gewesen, die bey lasterhaften und ausschweifenden Fürsten das Böse durch ihr Beichtgeschäft mehr befördert als verhindert haben. Anschaulicher kann ich das nicht darstellen als durch folgende Stelle aus dem Leben der hl. Johanna von Bogen im 12ten Gefang. Die Stelle ist unübersetzbar, aber die meisten aus Ihnen verstehen ohnehin französisch, folglich will ich diese klassische Stelle durch eine Uebersetzung nicht verderben. Es ist nemlich die Rede, wie Karl der Siebente in Frankreich glücklich sterben und doch seine Agnes Sorel nicht verlassen könne:

Le confesseur du monarque gallique
 Etoit un fils du bon saint Dominique.
 Il s'appellait le père Bonifoux,
 Homme de bien, se faisant tout à tous.

Il lui disoit d'un ton dévot et doux :
 Que je vous plains ! La partie animale
 Prend le dessus ; la chose est bien fatale.
 Aimer Agnès est un péché vraiment ;
 Mais ce péché se pardonne aisément :
 Au tems jadis il étoit fort en vogue
 Chez les Hébreux , enfans du Décalogue.
 Cet Abraham , ce père des croyans ,
 Avec Agar s'avisa d'être père ;
 Car sa servante avait des yeux charmans ,
 Qui de Sara méritaient la colère.
 Jacob le juste épousa les deux Socurs ;
 Tout patriarche a connu les douceurs
 Du changement dans l'amoureux mystère.
 Le vieux Booz en son vieux lit reçut ,
 Après moisson , la bonne et vicille Ruth.
 Et sans compter la belle Betzabée ;
 Du bon David l'ame fut absorbée
 Dans les plaisirs de son ample ferrail.
 Son vaillant fils , fameux par sa crinière ,
 Un beau matin , par vertu singulière
 Vous repassa tout ce gentil bercail.
 De Salomon vous savez le partage.
 Comme un Oracle on écoutoit sa voix ;
 Il savoit tout , et *des rois le plus sage*
Était aussi le plus galant des rois.
 De leurs péchés si vous suiviez la trace ,
 Si vos beaux ans sont livrés à l'amour ,
 Consolez - vous ; la sagesse a son tour.
 Jeune on s'égare , et *vieux on obtient grace.*

Es sollen leben alle Pater Bonifoux! Es sollen leben alle Leute, die allen alles werden!!

S. 40. sagt der Erzdiacon: Was aber verschmähete Liebe zu wirken pflege, wissen Sie selbst.

Das Manet alta mente repositum Judicium Pariridis spretaeque injuria formae. Und das von Jurnal

Mulier suavissima tunc est

Cum stimulos odio pudor admovet,

wissen wir wohl; wie aber jener Erfahrungssatz des Erzdiakons, der nur von der Geschlechtsliebe giltig ist, sich auf die Liebe, die eine Gemeinde zu ihrem Lehrer haben soll, anwenden lasse, das versteh' ich nicht. Der Mangel an festen Grundfätzen und deutlichen Begriffen zeigt sich hier aber eben so auffallend als lächerlich, wie in hundert andern Stellen der Schrift des Erzdiacons.

Nicht was immer für ein Gefühl der Liebe, sondern Achtung ist es, die eine Gemeinde gegen ihre Lehrer haben soll. Der Glaube einer Gemeinde ist größtentheils Glauben an den Glauben und an das gute Beyspiel des Lehrers; dieß bewirkt Achtung; die Liebe aber ist nur zufällig und nicht immer von guter Wirkung.

8.

Unmafsgebliche Wünsche.

Erstens sollten wir mehr als *einen* Bischof im ganzen baierischen Staate erhalten, welches das erwünsch-

wünschlichste wäre: weil das Sacrament der Firmung leicht den Dekanen könnte übertragen werden; so wäre sehr zu wünschen, daß die kirchliche Abtheilung ganz nach den bürgerlichen eingerichtet würde, so daß in jedem Hofgerichte ein Bischof, und in jedem Landgerichte ein Dechant wäre.

Zweytens, daß alle Archidiaconate mit Kloster- oder Weltgeistlichen besetzt, aufhören sollten; weil sie ein Zwitterding zwischen Bischof und Dechant sind.

Drittens, daß jedes Landgericht einen eignen Dekan, einen eignen Schulinspector, und einen eignen Kircheninspector erhalten möchte, welche zugleich die Vorsteher des Kapitels, das sich jährlich einmal versammeln sollte, seyn könnten. Was Dekanen und Schulinspectoren sind oder seyn sollten, weiß man; aber das Amt eines Kircheninspectors ist noch unbekannt.

In jedem Landgerichte nemlich sollte ein Pfarrer erwählt werden, der in den Kirchen und bey allem, was zum äußerlichen Kultus gehört, die Aufsicht haben sollte; der nachsehen und untersuchen sollte, ob die landesherrlichen Befehle befolgt werden, und wie?

Die Beamten und Pfarrer wären dadurch vieler Mühe und Verdrießlichkeiten überhoben. Doch darüber ein andersmal mehr.

B e s c h l u s s.

Ich hoffe hinlänglich dargethan zu haben , daß die Meinungen, die der Erzdiacon in seiner Schrift uns unterlegt, nicht unsre Meinungen sind, daß die Meinungen, zu denen er sich selbst bekennt, auch nicht die unsrigen sind; daß wir folglich die finstern und unwissenden Köpfe nicht sind, die wir seyn müßten, wenn wir die uns zugedachten Meinungen wirklich hätten. Endlich wird auch Niemand daran mehr zweifeln, daß die mönchische Archidiaconalregierung nichts taugte, nichts taugen konnte; und daß die Erfüllung obiger Wünsche und noch vieler anderer sehr zu wünschen wäre.

Ich könnte noch Gott und alle Heiligen um Gnade und Beystand anrufen, die Erfüllung jener Wünsche zu befördern. Ich könnte prophezeyen, daß alles das geschehen werde; allein es möchte mir gehen, wie dem Herrn Dechant zu B.... jetzt Pfarrer zu P. ., der die Landshuter vor zehn Jahren mit folgender bey den Dominikanern gehaltenen Predigt tröstete, daß die Franzosen nicht kommen würden. (Dieser Mann Gottes ist auch Mitglied einer gewesenen baierischen Academie). Dieser Akademiker sagte also zum Troste der Landshuter:

Maria wird d'Boaren nicht verlassen. *Erstens*;
denn Maria ist guet boarisch; weilt *zweytens* die
Boarn guet marianisch sandt. Amen.

Diese Predigt hörte Graf Ludwig von B...m
mit feinen eignen Ohren.

Claudite jam rivos, pueri, fat prata biberunt.

1847
The following is a list of the
names of the persons who
have been elected to the
office of the

Board of the
University of the

State of New York

Th. 5.

National-koncilium

Ein Deutsches National-Koncilium das höchste Bedürfniss für die deutsche
katholische Kirche und Staaten, und der allgemeine Wunsch des katholischen
Klerus in Deutschland allen katholischen dt. Landesfürsten zur Beherzigung
vorgelegt

S.l. 1802

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Th S 1034

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11295161-3